This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

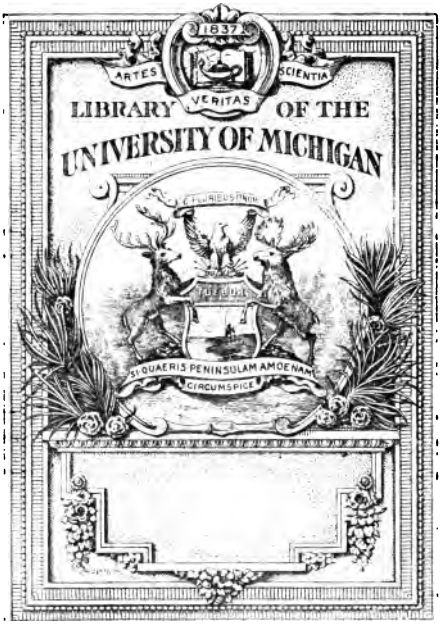
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

GRAD
N
71
.F45

A 766,581

UNIV.
OF
MICH.



THE GIFT OF
Mrs Geo. Morris

7,
F4

Der Ursprung

der

künstlerischen Thätigkeit.

Von

Conrad Fiedler.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1887.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Vorbemerkung.

Unter „künstlerischer Thätigkeit" ist in den vorliegenden Untersuchungen immer nur die Thätigkeit des bildenden Künstlers gemeint. Da es nicht eine Kunst im Allgemeinen, sondern nur Künste giebt, so kann die Frage nach dem Ursprung des künstlerischen Vermögens auch nur auf dem Sondergebiet einer bestimmten Kunst aufgeworfen werden. Ob sich aus der Beantwortung, welche diese Frage hier für das Gebiet der bildenden Kunst gefunden hat, ein Schluß ziehen läßt auf die Beantwortung, welche dieselbe Frage auf den Gebieten anderer künstlerischer Thätigkeiten finden müßte, darauf ist in dem Folgenden keine Rücksicht genommen worden.

268669

1.

Diejenigen, welche es unternehmen, Wesen und Bedeutung der künstlerischen Thätigkeit darzulegen, pflegen von den Wirkungen auszugehen, welche durch die Kunstwerke auf den geistigen Zustand oder das Empfindungsleben der Menschen hervorgebracht werden. Dieser Ausgangspunkt ist offenbar falsch. Um unter den erfahrungsmäßig sehr verschiedenartigen Wirkungen der Kunst diejenige bestimmen zu können, die dem Wesen der künstlerischen Thätigkeit gemäß ist, müßte man dieses Wesen zuvörderst erkannt haben. Dies aber wird nur dann möglich sein, wenn man, abgesehen von allen Wirkungen, die von den Resultaten der künstlerischen Thätigkeit ausgehen, die Entstehung dieser Thätigkeit selbst aus der menschlichen Natur zu durchschauen vermag. Gelingt es, den Punkt zu erkennen, wo aus dem Reichthum geistig-körperlicher Manifestationen, zu denen der menschliche Organismus werdelustig emporstrebt, diejenige Thätigkeit sich abzusondern beginnt, die wir in ihrer weiteren Entwickelung als die künstlerische bezeichnen, so ist in der That der einzige Zugang gewonnen, der in die innere Welt jener Thätigkeit

einführt. Um zu diesem Punkt zu gelangen, müssen einige Bemerkungen allgemeiner Natur vorausgeschickt werden.

Diese Bemerkungen werden sich auf das Verhältniß zu beziehen haben, in dem der Mensch zu der ihn umgebenden Welt steht. Denn es wird sich zeigen, daß derjenige, der, unbefriedigt von allen Erklärungen, die das Wesen des künstlerischen Schaffens gefunden hat, nach einer neuen Lösung des alten Problems sucht, nur dann zum Ziel zu gelangen hoffen kann, wenn er auf das Verhältniß des Menschen zur Außenwelt zurückgeht und die ihm geläufige Auffassung desselben einer erneuten Prüfung unterwirft.

Die Einsicht, daß die Dinge nicht durch ihr bloßes Dasein Gegenstand der Wahrnehmung und in Folge dessen irgend einer Art geistigen Besitzes sein können, sondern daß der der Empfindung und Wahrnehmung fähige menschliche Organismus nur Wirkungen empfängt, die er zu Besitzthümern des Bewußtseins gestaltet, — diese Einsicht scheint dem Menschen keineswegs immer in allen ihren Consequenzen gegenwärtig zu sein. Zwar ist die einfache Gegenüberstellung des wahrnehmenden, vorstellenden, erkennenden Individuums und der Welt des Seienden — eine Gegenüberstellung, durch die der Standpunkt des naiven Bewußtseins bezeichnet wird — mit jener Einsicht aufgehoben; aber die große Umkehr, die in der Auffassung des Verhältnisses, in welchem der Mensch zur Außenwelt steht, durch jene Einsicht gefordert wird, ist so lange nicht vollendet, als der Mensch die stillschweigende Voraussetzung

nicht aufzugeben vermag, daß durch die geistigen Gebilde, die er in seinem Inneren wahrnimmt, seien es Wahrnehmungen, Vorstellungen, Begriffe, ein Seiendes bezeichnet wird, welches eben doch ein anderes als diese geistigen Gebilde, von diesen unterschieden sei. Will man einen Schritt weiter thun, um aus jenem Zweierlei eines Wahrnehmenden und eines Wahrgenommenen herauszukommen, so muß man zu einer weiteren, aus jener Einsicht sich ergebenden Consequenz schreiten: sofern wir von irgend einem Seienden keinerlei Kunde haben, als vermöge der Wirkungen, die wir empfangen, so kann es für uns auch keinerlei Seiendes geben, welches durch irgend ein in uns bewirktes geistiges Gebilde bezeichnet würde, vielmehr kann alles Sein und alle Wirklichkeit aus keinem anderen Stoff und keinen anderen Bestandtheilen bestehen, als aus den geistigen Gebilden, in denen die Wirkungen sich darstellen, die wir empfangen. Wenn so die gesammte Wirklichkeit mit den in unserem Bewußtsein erscheinenden oder vielmehr unser Bewußtsein bildenden Wirkungen, beziehentlich den Formen zusammenfällt, zu denen sich diese Wirkungen entwickeln, so ist die Zwiespältigkeit der Welt in der That zur Einheit geworden. Indessen, wenn wir auch die Nothwendigkeit dieser Folgerungen nicht anfechten können, so bedarf es doch mancher Ueberlegungen, um in uns die lebendige Ueberzeugung hervorzubringen, daß all unser Besitz an Wirklichkeit nicht nur auf Vorgängen in uns beruht, sondern auch mit den Formen identisch ist, in denen diese Vorgänge auftreten.

Wir müssen uns zunächst vergegenwärtigen, wieso der Mensch dazu gekommen ist, die ihm auf dem naiven Standpunkte so unerschütterlich erscheinende Ueberzeugung, nach der er in der Wirklichkeit dasjenige besitze, wovon seine Wahrnehmungen abhängig seien, als einen Trug zu erkennen und zu begreifen, daß es vielmehr die Wahrnehmung sei, von der unser gesammter Besitz an Wirklichkeit thatsächlich abhängt. Diese Erkenntniß, die ihrer Natur nach berufen ist, die sämmtlichen geistigen Beziehungen zu erfassen, in denen der Mensch zur Wirklichkeit steht, entspringt zunächst doch einem bestimmten Bereich dieser Beziehungen. Sie erzeugt sich auf den Höhen des abstracten Denkens. Das Sein ist dem Menschen längst zu einem reichen und complicirten System von Begriffen geworden, bevor er zu dem Zweifel gelangt, ob er berechtigt sei, dieser Welt, die er denkt und ausspricht, die er erforscht und bis in ihre letzten Geheimnisse zu durchschauen trachtet, eine Existenz zuzusprechen, die er als unabhängig von seinem Erkenntnißvermögen zu denken vermöchte. Darin, daß der Zweifel an einem absoluten Sein der Dinge kein unmittelbar gegebener ist, sondern erst als das Ergebniß eines sehr entwickelten abstracten Denkens auftritt, liegt der Grund dafür, daß die aus diesem Zweifel entspringende Erkenntniß einer gewissen Beschränkung selbst bei denjenigen Denkern unterworfen bleibt, welche sie bis zu ihren äußersten Folgerungen zu entwickeln scheinen. Alles Sein ist ihnen ein zu Bezeichnendes; die Worte oder Zeichen, in denen sich ihre geistigen Operationen vollziehen, repräsentiren ihnen

das Seiende, und indem sie das Sein, welches sie denken und denkend erkennen, auf Grund jener Einsicht sozusagen auf seinen Wirklichkeitswerth zu prüfen suchen, sind sie der Ueberzeugung, daß es eben das Sein selbst ist, welches sich ihnen auf Grund der Consequenzen, die sich mit unumgänglicher Nothwendigkeit aus jener Einsicht ergeben, immer mehr in seiner wahren Gestalt und in seinem wahren Werth enthüllt.

Da das Denken an die Sprache gebunden ist und auch da nicht gleichsam körperlos auftritt, wo es sich auf den letzten Höhen seiner Entwickelung des sprachlichen Ausdrucks begiebt, sondern auch da doch immer noch der Zeichen bedarf, um vor sich gehen zu können, so steht und fällt die Frage, ob man berechtigt sei, das denkende Erkennen als eine auf das Sein, die Wirklichkeit als ihr Object gerichtete Thätigkeit aufzufassen, mit der anderen Frage, ob die Sprache fähig sei, ein Seiendes zu bezeichnen. Besitzt der Mensch in der Sprache das Mittel, die Wirklichkeit in all ihrem Reichthum, all ihrer Mannichfaltigkeit bezeichnen, zum Ausdruck bringen zu können, so kann darüber kein Zweifel sein, daß er durch das Denken zu einer Erkenntniß des Seienden gelangt oder wenigstens zu gelangen strebt. In der Beantwortung dieser Frage unterscheidet sich derjenige, dessen Geist von der Einsicht in die Relativität alles Existirenden erleuchtet ist, nicht von demjenigen, der noch in dem naiven Glauben an das absolute Dasein der Objekte seiner Erkenntniß verharrt. Beide stellen die Sprache dem Seienden gegenüber als das universale Mittel zur

Bezeichnung, zum Ausdruck von allem und jedem, was auf das Prädicat des Seins Anspruch machen kann. Indessen gilt es auch hier, einen trügerischen Schein zu zerstören.

Man kennt die bedeutenden Fortschritte, die in der Erkenntniß des Wesens der Sprache gemacht worden sind, seitdem man in der Sprache eine Form der Ausdrucksbewegung, eine Lautgeberde erkannt hat; aber so sehr man dadurch in der Erklärung des Ursprungs und der Entwickelung der Sprache gefördert worden ist, so hat man doch für das Verständniß des eigentlichen Werthes, der dem sprachlichen Ausdruck innewohnt, aus jener Erkenntniß nicht hinlänglichen Gewinn gezogen. Es liegt nahe, das Wesen einer Ausdrucksbewegung in dem Umstande zu finden, daß dieselbe äußerlich wahrnehmbar und einer fremden Intelligenz verständlich ist; man setzt dabei stillschweigend voraus, daß dasjenige, was dabei zum Ausdruck kommt, schon abgesehen von dem Ausdruck und vor demselben vorhanden sei, und, so wie es vorhanden sei, durch den Ausdruck zu einem Gegenstande der Mittheilung gemacht werde. Das Wort vor allem verdankt die außerordentliche Werthschätzung, deren Gegenstand es ist, der Annahme, daß in ihm alles dasjenige zum mittheilbaren Ausdruck gelangt, was in irgend einer Form zum Besitzstand unserer geistigen Existenz gehöre. In dieser Auffassung scheint sich eine Nachwirkung jener alten Lehre geltend zu machen, nach der der Geist die Organe des Körpers in seinen Dienst nehme; denn nur mit dieser Lehre ist die Annahme verträglich, daß der Geist einem

Inhalt, den er seiner selbstständigen und ausschließlichen Thätigkeit verdanke, vermittelst des körperlichen Apparates einen körperlich wahrnehmbaren Ausdruck zu verschaffen vermöchte. Es ist hier nicht der Ort, die hinlänglich bekannten Gründe anzuführen, durch die ein besonnenes Denken genöthigt worden ist, diese Auffassung des Verhältnisses zwischen Geist und Körper aufzugeben. Lehrt die reinere Auffassung dieses Verhältnisses, zu der man sich erhoben hat, eine durchgängige Abhängigkeit geistiger Vorgänge von Vorgängen im körperlichen Organismus, so mag man zwar in der Ausdrucksbewegung einen Hinweis auf einen inneren Zustand oder Vorgang erblicken; nur muß man sich vor der Annahme hüten, daß dieser innere Zustand oder Vorgang rein geistiger Natur sein könne. Vielmehr stehen wir, wenn wir den inneren Vorgang bedenken, der sich in der sogenannten Ausdrucksbewegung bis zur äußerlich wahrnehmbaren Manifestation entwickelt, vor einem Vorgang, der nicht erst in diesem letzten Stadium zu einem körperlichen wird, sondern, wie alle Lebensvorgänge, von allem Anfang an in körperlichen Processen abläuft. Der Sinn der Ausdrucksbewegung kann also nicht der sein, daß sich ein Inhalt geistiger Herkunft in einer Bewegung körperlicher Organe ein Zeichen seines Daseins, einen Ausdruck seiner Bedeutung verschaffte, vielmehr können wir in der Ausdrucksbewegung nur eine Entwickelungsstufe eines psychophysischen Processes anerkennen, und müssen den Sinn derselben so fassen: gleichwie der körperliche Vorgang, der mit der Erregung der

ſenſibeln Nerven beginnt, in der äußerlichen, unmittelbar wahrnehmbar werdenden Bewegung zu einer vorher noch nicht erreichten Entwickelungsphaſe gelangt, ſo erfährt auch der ſeeliſche Vorgang, deſſen wir uns als der gleichſam inneren Seite jenes Lebensvorganges unmittelbar bewußt werden, in der Ausdrucksbewegung eine Entwickelung, die er eben nur in ihr erfahren kann.

Wir werden ſo, indem wir die leibliche Seite der ſogenannten ſeeliſchen Vorgänge anerkennen, zugleich dem geiſtigen Werthe gewiſſer körperlicher Vorgänge gerecht, in denen wir mehr ein Symbol des geiſtigen Lebens als eine Erſcheinung dieſes Lebens ſelbſt zu ſehen gewöhnt ſind. Denn wenn wir ſonſt den geiſtigen Werth der Ausdrucksbewegungen in einer Bedeutung finden, die ihnen beigelegt werden müſſe, ſo erkennen wir nun, daß in ihnen und durch ſie ein vorher noch nicht vorhandenes geiſtiges Gebilde überhaupt erſt zur Entſtehung gelangt. Wie ſollte auch ein Vergleich möglich ſein, zwiſchen einem vorausgeſetzten, noch nicht in die Ausdrucksform eingegangenen pſychiſchen Gebilde einerſeits und dem Ausdruck andererſeits? Und dann, bei der durchgängigen Abhängigkeit ſeeliſcher Vorgänge von leiblichen würde die Annahme, daß die Ausdrucksbewegung eben nur etwas ausdrücke, was ſchon vor ihrem Eintreten vorhanden ſei, zu dem Widerſinn führen, daß ein und derſelbe pſychiſche Vorgang an zwei verſchiedene phyſiſche Vorgänge gebunden ſei. Will man dieſen Widerſpruch vermeiden, ſo kann man dies nur dadurch, daß man entweder in jene alte Lehre zurück-

fällt, welche der Seele ein selbstständiges Leben und eine den Leib bewegende Thätigkeit zuschreibt, oder aber daß man in der Ausdrucksbewegung eben nicht den Ausdruck eines psychischen Produktes, sondern die Entwickelung eines psychophysischen Vorganges erblickt.

Auf Grund dieser Ausführungen kommen wir nun in Betreff des Bedeutungswerthes, den wir dem in der Sprache vorliegenden Erzeugniß unserer körperlich-geistigen Organisation zuzuschreiben berechtigt sind, zu folgendem Resultat: wollen wir daran festhalten, daß der sprachliche Ausdruck irgend ein Wirkliches, was abgesehen von der sprachlichen Form auf das Recht des Vorhandenseins Anspruch habe, zu bedeuten und somit zum Gegenstand unseres Denkens und Erkennens zu machen vermöge, so können wir das nur, wenn wir einestheils auf dem Standpunkte des naiven Realismus verharren, d. h. die Wirklichkeit als gegeben annehmen, ohne daran zu denken, daß wir sie doch erst wahrnehmen müssen, damit sie gegeben sei, anderentheils Geist und Körper als selbstständige in einem Subordinationsverhältniß zu einander stehende Bestandtheile der menschlichen Natur betrachten. Wenn wir aber Ernst machen mit der Einsicht, daß wir ein Wirkliches immer nur als Resultat eines Vorganges besitzen können, dessen Schauplatz wir selbst als empfindende, wahrnehmende, vorstellende, denkende Wesen sind, und wenn wir zugleich auf Grund der Einsicht in den Parallelismus geistiger und körperlicher Vorgänge die Ueberzeugung gewonnen haben, daß ein geistiges Resultat und sein sinnlich wahrnehmbarer

Ausdruck nicht zweierlei sein können, sondern daß geistige Resultate überhaupt nur in sinnlichen Gebilden sich zu bestimmter Form zu entwickeln vermögen, so können wir die Sprache nur mehr als eine Form ansehen, in der ein Wirklichkeitsbesitz für uns entsteht, nicht aber als das Mittel, durch welches wir eine Wirklichkeit, die nicht Sprache, die gleichsam außerhalb des Sprachgebietes vorhanden wäre, zu bezeichnen und in unseren geistigen Besitz zu bringen vermöchten. Ist es nun ein sehr ungenauer und dem thatsächlichen Verhältniß nicht entsprechender Ausdruck, wenn man sagt, daß der Mensch durch die Fähigkeit des Sprechens die Wirklichkeit zu bezeichnen vermöge, so ist es ein ebenso ungenauer Ausdruck, wenn man die in dem discursiven Denken sich vollziehende Erkenntniß eine Erkenntniß der Wirklichkeit nennt. So wenig die Sprache einer Wirklichkeit gegenübersteht, so wenig steht auch die Erkenntniß einer Wirklichkeit gegenüber. Nicht die Wirklichkeit schlechthin ist es, wie wir doch gern glauben möchten, die wir durch das in der Sprache sich vollziehende Denken und Erkennen erfassen, sondern immer nur die Wirklichkeit, sofern sie in der Form der Sprache überhaupt zu einem entwickelten Dasein gelangt ist. In Ansehung der unendlichen Fülle von Wirklichkeit, die wir vermittelst der Sprache gleichsam vor das Bewußtsein zu rufen, durch das Denken dem Verstand zuzuführen vermögen, bedarf es freilich noch mancher Erwägungen, um das selbstverständlich erscheinen zu lassen, was zunächst befremdlich, fast paradox klingt.

Die Erkenntniß, daß alles außer uns auf ein in uns hinausläuft, daß von einem Sein zu reden nur soweit einen vernünftigen Sinn hat, als ein solches in unserem Bewußtsein erscheint, — diese Erkenntniß zerstört die Täuschung, als ob wir uns einer vor uns, um uns liegenden Welt mit den Organen unseres Leibes und mit den Fähigkeiten unserer Seele nur so geradehin zu bemächtigen brauchten, um sie zu besitzen; vielmehr werden wir inne, daß alle Wirklichkeit uns einzig und allein bekannt wird in den sich in uns und durch uns vollziehenden Vorgängen, deren Anfänge wir in den Sinnesempfindungen voraussetzen, deren Resultate wir da erfassen, wo sie sich zu bestimmten Formen entwickeln. Reißen wir uns nun los von der Annahme einer außer uns in ihrem gesammten Sein verharrenden Welt und richten wir unseren Blick dahin, wo wir das Dasein der Wirklichkeit thatsächlich constatiren können, auf unser eigenes Wirklichkeitsbewußtsein, so tritt an die Stelle jenes vorausgesetzten, auf sich und in sich beruhenden Seins ein ganz anderes Bild. Der Blick in die innere Werkstatt, in der die Bestandtheile des Weltbildes erst entstehen müssen, wenn sie ein Sein für uns gewinnen sollen, läßt uns nicht einen festen Besitz an fertigen Gestalten gewahren, vielmehr enthüllt sich ihm ein rastloses Werden und Vergehen, eine Unendlichkeit von Vorgängen, in denen die Elemente alles Seins in den mannichfaltigsten Arten auf den mannichfachsten Stufen ihrer Verarbeitung erscheinen, ohne daß das flüchtige, sich immer erneuernde Material jemals zu festen, unveränder-

lichen Formen erstarrte; es ist ein Kommen und Gehen, ein Auftauchen und Verschwinden, ein Sichbilden und Sichauflösen von Empfindungen, Gefühlen, Vorstellungen, ein ununterbrochenes Spiel, nie einen Augenblick zu einem beharrenden Zustand gelangend, sondern rastlos sich bildend, sich umbildend. Wir brauchen den ewigen Fluß der Dinge nicht außer uns zu suchen, er ist in uns; es ist aber ein trüber, die Schwelle des Bewußtseins kaum bespülender Strom, der durch unser Inneres zieht; in unbestimmten Umrissen sondern sich Bildungen auf Bildungen, um im nächsten Augenblick in das Dunkel zurückzutauchen.

Hat man einmal im eigenen Inneren jenes immer werdende und immer vergehende Geschehen erblickt, so wird man sich auch unmittelbar bewußt sein, daß diese eigentliche, vorhandene Substanz der Welt sich in ihrer eigenen Natur, in ihrer Fülle und in ihrem Reichthum nicht zur faßbaren Form emporbilden und in dieser an das Tageslicht des erkennenden Bewußtseins heraufbringen läßt; kein Ausdruck steht ihr zu Gebote, durch den sie gleichsam in ihrer eigenen Sprache sich selbst erfassen und sich mittheilen könnte.

Der Mensch fühlt nun aber das Bedürfniß und ist sich der Fähigkeit bewußt, sich jenem ahnungsvollen Zustand zu entziehen, in dem ein unendliches Sein sich unabläßig an ihn herandrängt, um ihm doch unabläßig wieder zu entfliehen. Indem aber als helfend und erlösend das Wort in seinem Bewußtsein auftritt und mit ihm das große Werkzeug erscheint, mittelst dessen erst der ganze geordnete

und gegliederte Aufbau der zum Lichte der Erkenntniß erhobenen Wirklichkeit möglich wird, sollte er sich darüber klar sein, daß er in dem Wort nicht einen Ausdruck, sondern ein Erzeugniß seines inneren Lebens besitzt. Indem sich die unendlichen Vorgänge psychophysischer Natur, die das Empfindungs- und Gefühlsleben, die Wahrnehmungs- und Vorstellungswelt des Menschen und somit sein Wirklichkeitsbewußtsein bilden, zum sprachlichen Ausdruck entwickeln, unterliegt der bisherige Inhalt seines Bewußtseins einer Verwandlung; im Wort erhält sein Bewußtsein einen neuen Inhalt. In demselben Augenblicke, in welchem der Mensch sich der Wirklichkeit, die ihm in jenen reichen aber flüchtigen unbestimmten und unvollendeten Bewußtseinszuständen gegeben ist, in der sprachlichen Form zu bemächtigen meint, entschwindet ihm das, was er erfassen möchte, und er sieht sich einer Wirklichkeit gegenüber, die eine ganz andere neue Form gewonnen hat. Nicht ein Ausdruck für ein Sein liegt in der Sprache vor, sondern eine Form des Seins.

Wir sind gewöhnt, mit Worten umzugehen, wir haben in den Worten das bereite Mittel, uns aus dem dunkeln und wogenden Elemente unserer inneren Bewußtseinsvorgänge gleichsam auf festes Land zu retten. Zugleich wissen wir, daß alle unsere sinnlich-seelischen Fähigkeiten, all unser Fühlen, Empfinden, Wahrnehmen, Vorstellen betheiligt ist an der Bereitung des Wortes, der Sprache. Müssen wir nicht sagen, daß es das gesammte Sein, das Sein schlechthin ist, welches in die Form der Sprache eingeht, welches

in dieſer Form zu dem ſtolzen Bau der in dem ganzen Reichthum ihrer Erſcheinungen und in der unendlichen Complication ihrer Zuſammenhänge erkannten Welt verarbeitet wird? Aber wenn es auch das unmittelbare Wirklichkeitsbewußtſein iſt, welches ſich einer Verwandlung unterwirft, um in der ſprachlichen Form eine beſtimmte und faßbare Geſtalt zu gewinnen, ſo findet dieſe Verwandlung doch nicht ſo ſtatt, daß im Augenblick ihres Eintretens der geſammte zur Hervorbringung des Wortes erforderliche Bewußtſeinsinhalt in der neuen Form ohne Reſt aufginge und an ſeine Stelle die Bezeichnung träte. Die Entſtehung der Sprache gleicht nicht einem Kryſtalliſationsproceß, in dem die Stoffe zu einer beſtimmten Form zuſammentreten, um nur noch in dieſer Form fortzubeſtehen; vielmehr gleicht das Wort der Blüthe, der Frucht einer Pflanze; dieſe entwickelt in der Blüthe, in der Frucht etwas aus ſich heraus, was ſie ſelbſt nicht mehr iſt, es tritt eine Metamorphoſe ein, aber ſie ſelbſt geht dabei nicht zu Grunde. Alle die unendlich complicirten Vorgänge unſeres Gefühls- und Darſtellungslebens, aus denen das Wort als feſtes Gebilde hervortritt, bilden nach wie vor den uns unmittelbar gegebenen und doch in keine Form zu faſſenden Inhalt der Welt. Wenn wir ein Gefühl, eine Vorſtellung benennen, ſo kommt dies dem Gefühl als ſolchem, der Vorſtellung als ſolcher nicht zu gute. Feſt und beſtimmt am Wort iſt nur das Wort ſelbſt, und wenn wir die Aufmerkſamkeit unſeres Bewußtſeins dem ſogenannten Inhalt des Wortes zuwenden, ſo finden wir den-

ſelben nach der Benennung und trotz derſelben in jenem unbeſtändigen, ewig werdenden Zuſtande, der uns wohl geſtattet, ſeiner gewahr zu werden, und uns doch nicht die Möglichkeit giebt, ihn mit der Klarheit des Bewußtſeins zu ergreifen.

Im gewöhnlichen Leben, und nicht nur da, ſondern auch auf zahlreichen Gebieten höherer geiſtiger Thätigkeit, beruhigt man ſich dabei, daß gegenſtändlichen Bezeichnungen eben Gegenſtände in der Wirklichkeit entſprechen, und daß in Folge deſſen der Inhalt dieſer Worte ein an ſich beſtimmter ſei. Sobald man aber den Widerſinn einſieht, der darin liegt, etwas in der Außenwelt ſuchen zu wollen, was man nicht zunächſt in ſich ſelbſt gefunden hat, begreift man zugleich, daß der ſogenannte gegenſtändliche Inhalt eines Wortes in nichts anderem beſteht und beſtehen kann, als in den Empfindungs-, Wahrnehmungs-, Vorſtellungsvorgängen, welche der verſchiedenartigen ſinnlichen Empfänglichkeit entſprechen, mit welcher wir ausgeſtattet ſind, ſowie in den Gefühlszuſtänden, welche unſer inneres Leben begleiten. Wir dürfen uns darüber nicht täuſchen, daß es ganz außerhalb des Vermögens der Sprache liegt, jene ſinnlichen Erſcheinungen, auf denen es beruht, daß wir uns einer Wirklichkeit bewußt werden, in ihrem eigenen Stoffe zu einem deutlichen und beſtimmten Bewußtſeinsinhalt zu erheben. Man braucht, um dies einzuſehen, nicht erſt die complicirten pſychiſchen Gebilde, wie Vorſtellungen, in Betracht zu ziehen; bei den einfachſten Beſtandtheilen des geiſtigen Lebens können wir uns darüber klar werden;

z. B. eine Farbenempfindung hat als ſolche mit ihrer ſprachlichen Bezeichnung nicht die geringſte Verwandtſchaft. Benenne ich eine Empfindung, ſo habe ich zweierlei in meinem Bewußtſein: die Bezeichnung als das feſte, geformte Gebilde, welche ſich dem Stoff des Denkens und Wiſſens einordnet, und die thatſächliche Empfindung ſelbſt, welche an und für ſich durch die Thatſache der Bezeichnung gar nicht berührt wird. Trotzdem die Empfindung vermittelſt der ſprachlichen Bezeichnung zu einem Gegenſtand der Erkenntniß wird, ſo bleibt ſie doch ihrem eigentlichen Stoff nach das, was ſie vor aller ſprachlichen Bezeichnung war. Indem man begreift, daß es die Sprache iſt, welche das Denken ermöglicht und dadurch dem Menſchen zur geiſtigen Herrſchaft über das Vorhandene verhilft, während das thieriſche Bewußtſein an das wechſelnde Spiel flüchtiger, unklarer Empfindungen und Vorſtellungen hingegeben erſcheint, überſieht man leicht, daß auch im geiſtigen Leben des Menſchen trotz der theoretiſchen Entwickelung, die es erfährt, der Stoff aller Wirklichkeit in ſeinem form- und haltloſen Zuſtand verharrt, und in demſelben trotz aller Sprache und discurſiven Erkenntniß verharren würde, wenn dem Menſchen nicht außer der Sprache noch andere Mittel zu Gebote ſtünden, um zur geiſtigen Herrſchaft über die Welt des Seienden zu gelangen. So muß ſich ein aufrichtiges Nachdenken bekennen, daß der menſchliche Geiſt, um zu dem zu gelangen, was er Erkenntniß der Welt nennt, ſich erſt Worte, ſich Begriffe ſchaffen muß, daß er, wenn er die Welt des Seienden vor ſeinem erkennenden

Geiste aufbaut, nicht nur den Bau ausführt, sondern auch das Baumaterial hervorbringt.

Häufig genug wiederholt es sich, daß ein allzu kühner Gebrauch des Denkvermögens dazu verleitet, Worte als Werthe einzuführen, in denen gleichsam die Kennzeichen einer sinnlichen Herkunft gänzlich verwischt erscheinen. Hervorragende Denker sind der irrigen Meinung zum Opfer gefallen, daß sie das, was so recht eigentlich Wirklichkeit zu nennen sei, da erfassen könnten, wo sie sich auf den Wegen der Abstraction am weitesten von dem sinnlichen Ursprung aller Wirklichkeit entfernt hatten. Ganze Generationen haben sich auf solchen Bahnen mit fortreißen lassen. Wenn nun dem menschlichen Geist die Besonnenheit zurückkehrt, so durchschaut er wohl die Leere und Willkürlichkeit dessen, was ihm für die höchste Erkenntniß gegolten hatte; aber gerade darum verfällt er leicht einem anderen Irrthum. Indem das Denken, anstatt sich über die Erfahrung zu erheben, seine ganze Kraft auf die Erfahrung concentrirt, indem man alle Vorsicht anwendet, um sich bei den auf immer vollständigere Erkenntniß abzielenden geistigen Operationen nicht einen Schritt von der sinnlich erfahrbaren Wirklichkeit zu entfernen, indem man nichts als wirklich anerkennt, was man nicht der Erfahrung unmittelbar zu verdanken sich bewußt ist, lebt man der Ueberzeugung, daß man die ganze mögliche Erfahrung und somit den gesammten thatsächlichen Bestand der Wirklichkeit, soweit er uns bekannt werden könne, in der Sprache des discursiven Denkens zum Ausdruck zu bringen vermöge.

Man zweifelt gar nicht daran, daß man sich von Jenen, welche ihr Weltbild aus Worten zusammensetzen, dadurch unterscheidet, daß man nicht Worte, sondern Dinge, die Bestandtheile der Wirklichkeit selbst, zu dem großen System der Erkenntniß verarbeitet. Und doch sollte schon die Thatsache, daß wir Dinge gar nicht unmittelbar zu erfassen vermögen, daß wir der Benennung, der Bezeichnung bedürfen, um überhaupt erst einen Zusammenhang herstellen zu können, der unser Erkenntnißbedürfniß befriedigt, schon diese Thatsache sollte uns davor bewahren, das Material unserer erfahrungsmäßigen Erkenntniß mit der Wirklichkeit selbst zu verwechseln. Den Stoff für ihre Thätigkeit findet auch die besonnenste Forschung nur auf demselben Gebiete, auf dem auch die Willkür ihre luftigen Gebäude errichtet. Keine Erkenntniß, die exacte so wenig wie die speculative, kann über ein anderes Wirklichkeitsmaterial verfügen, als über dasjenige, welches in der Entwickelungsform des Wortes beziehentlich des Zeichens vorliegt.

Nach alledem ist der Sinn, den das Wunder der Sprache hat, nicht der, daß sie ein Sein bedeutet, sondern der, daß sie ein Sein ist. Und da das, was in der sprachlichen Form zur Entstehung gelangt, außerhalb dieser Form überhaupt nicht vorhanden ist, so kann die Sprache auch immer nur sich selbst bedeuten. Der Werth eines Wortes beruht nicht auf dem, was man für seinen Inhalt auszugeben pflegt, auf den unseren Sinnesgebieten angehörigen Vorgängen, aus denen es sich entwickelt, und von denen es in größerer oder geringerer Lebendigkeit

wohl auch associativ begleitet wird, — sein Werth beruht vielmehr darauf, daß sich das Wirklichkeitsbewußtsein, welches zunächst nur aus jenen vagen Sinnesvorgängen bestand, im Wort um ein neues Element, einen neuen Stoff bereichert, in dem überhaupt erst die überraschende Möglichkeit eines in sich zusammenhängenden und bestimmten Wirklichkeitsaufbaues gegeben ist. Man wird auf Grund dieser Auffassung dem unberechenbaren Werthe der Sprache gerecht werden und doch die Grenzen nicht übersehen, die der sich in und durch die Sprache vollziehenden Entwickelung des menschlichen Geistes gesetzt sind. Diese Grenzen liegen nicht da, wo man gemeiniglich die Grenzen der Erkenntniß zu constatiren pflegt, jenseits des Gebietes einer möglichen Erkenntniß, vielmehr hat die Erkenntniß noch andere, näher liegende Grenzen, die sozusagen diesseits einer möglichen Erkenntniß liegen; denn da sie an die Form der Sprache oder der Zeichen gebunden ist, kann es ihr niemals gelingen, sich jenes gesammten reichen Werdens, als welches uns die Wirklichkeit zunächst zum ahnungsvollen Bewußtsein kommt, zu bemächtigen, und es zu einem klaren und bestimmten Sein zu entwickeln.

Mancherlei Betrachtungen sind hier noch anzuschließen. Wo man gewohnt war, einen Gewinn, eine Errungenschaft zu sehen, da erkennt man, daß dieser Gewinn zugleich mit einem Verlust verbunden ist, daß diese Errungenschaft zugleich einen Verzicht bedeutet. Wenn der Mensch sein geistiges Leben überschaut, wenn er sieht, wie Empfindungen zu Wahrnehmungen zusammentreten, Vorstellungen sich ge-

stalten, Begriffe sich bilden, wie sich an der Sprache der Begriffe sein Denken entwickelt, wie dieses Denken, um zu gewissen Zielen zu gelangen, auch noch das bunte Gewand der Sprache abwirft und sich nur noch in Zeichen darstellt, so wird er sich einer Entwickelung seiner geistigen Natur bewußt, die ihn weit hinaus hebt über alle seine Mitgeschöpfe, und in der er die höhere geistige Bestimmung anzuerkennen sich berechtigt fühlt, zu der er inmitten anderer Geschöpfe berufen ist. Von diesem stolzen Bewußtsein braucht er nun zwar nicht dadurch zurückgebracht zu werden, daß er die Resultate seiner Denkthätigkeit als das betrachten lernt, was sie in Wirklichkeit sind, als Bildungen, die sich aus dem flüssigen Stoffe des gesammten sinnlich-seelischen Lebens in fester Gestalt aussondern und ein eigenes Reich des Seienden bilden; aber er sieht doch ein, daß er den Werth seiner Denkthätigkeit überschätzt hat, insofern dieselbe zwar einen bestimmten gleichsam aus allen Elementen der sinnlich gegebenen Wirklichkeit zubereiteten Stoff, keineswegs aber diese Wirklichkeit selbst unter die Macht des Bewußtseins giebt. Und infolgedessen begreift er, daß der neue, abgeleitete Inhalt, indem derselbe mehr und mehr von seinem Bewußtsein Besitz ergreift, jenen elementaren Bewußtseinsinhalt verdrängt, und daß so der menschliche Geist, indem er die Wirklichkeit mehr und mehr erfaßt, von dem Ursprung aller Wirklichkeit mehr und mehr abgedrängt wird.

Und ferner, wo man ein Mittel sah, zur Macht und Freiheit zu gelangen, da sieht man nun, daß unter der

Macht ein Zwang, unter der Freiheit eine Beschränkung verborgen ist. Wohl fühlt sich der Mensch wie unter einem Banne, wenn er den andringenden Eindrücken eine rege und allseitige Empfänglichkeit entgegenbringt, wenn die Fluth des Seienden höher und höher um ihn, in ihm steigt. Zur geistigen Freiheit glaubt er nur gelangen zu können, wenn es ihm gelingt, die Eindrücke, denen er unterliegt, seinerseits zu Objecten seiner geistigen Thätigkeit zu machen. In seiner Denkfähigkeit sieht er die geistige Macht, der sich nach und nach der gesammte Inhalt des Seienden unterwerfen muß, und durch sie meint er die Freiheit zu erlangen, die das Bedürfniß seiner geistigen Existenz ist. Sobald er aber den Vorgang durchschaut, der sich im Denken vollzieht, wird ihm jene Macht und Freiheit doch nur sehr bedingt erscheinen; denn sie beruht auf einem Zwang, der dem geistigen Drange in seinem Inneren angethan wird. Dieser Zwang besteht in der Nothwendigkeit, die Wärme des Gefühls, die Fülle und den Reichthum des ahnenden Schauens, der sich drängenden und sich ablösenden Vorstellungen in das Wort, in den Begriff zu verwandeln, um Klarheit, Ordnung, Zusammenhang da zu schaffen, wo zwar Wärme und Reichthum, aber Dunkel und Verwirrung war. So lebendig kann das Bewußtsein von der Verwandlung werden, welcher die unmittelbare Wirklichkeit sich unterwerfen muß, um als Wort, als Begriff sich darstellen zu können, daß die frühere Überschätzung der dem menschlichen Geist innewohnenden erkennenden Kraft sich leicht in eine Mißachtung verwandelt. Meinte

man erst, in der Erkenntniß alles zu besitzen, so meint man nun, durch sie vielmehr alles zu verlieren. Die geistige Freiheit, zu der man sich in der Erkenntniß zu entwickeln glaubte, erscheint als eine geistige Beschränkung, da man nicht im Stande ist, das dunkle Sein, dessen mannichfache Werdelust man ahnend im eigenen Inneren gewahrt, anders zu einem klaren Sein zu entwickeln, als dadurch, daß man es selbst aufgiebt und etwas anderes an seine Stelle setzt.

Und endlich, wo man das geistige Licht sah, welches sich über die Welt und den Zusammenhang ihrer Erscheinungen verbreitete, da sieht man nun eher einen Schleier, welcher die wahre Natur des Seienden verhüllt. Während man durch das in dem sprachlichen Ausdruck sich darstellende Denken das geheimste Wesen der Erscheinungen offenbar zu machen glaubte, erkennt man nun, daß alles Denken und Erkennen einer großen, aus Worten und Begriffszeichen gewobenen Decke gleicht, unter der das Leben der Wirklichkeit fortpulsirt, ohne sich aus seinem dunkeln Zustande an das Tageslicht emporarbeiten zu können. Und wäre dem Einzelnen nur immer gegenwärtig, welch reiches, noch zu keinem Ausdruck entwickeltes Leben vorhanden sein müsse, damit nur überhaupt jene besondere Art der Ausdrucksformen entstehen könne, in der wir die Wirklichkeit denkend zu erfassen vermögen! Dies aber wird durch diese Formen selbst erschwert, verhindert. Der Einzelne gelangt ja nicht durch eigene entwickelnde, schaffende Thätigkeit in den Besitz derselben: er schafft die Welt nicht, die er durch

das Denken erwirbt, er lernt sie. Indem er aber von vornherein der Wirklichkeit als einer zu erlernenden gegenübergestellt wird, entgeht es ihm, daß alles, was er zu lernen und zu lehren vermag, nicht die Wirklichkeit, sondern nur eine Form der Wirklichkeit sein kann.

2.

Die sehr verbreitete Ueberschätzung des theoretischen Wissens und Erkennens schlägt leicht bei denen in eine Unterschätzung um, die es in seinem eigentlichen Wesen durchschaut haben. In der That hat die Erkenntniß, daß aller theoretische Wirklichkeitsbesitz ein Wortbesitz ist, etwas Entmuthigendes. Selbst da, wo man mit dem Denken der Sinnlichkeit unmittelbar nahe ist, wo man in demselben Augenblick, in welchem ein concreter Bestandtheil des Denkens vor das Bewußtsein tritt, unwillkürlich den Uebergang zu einem sinnlich Gegebenen macht, wo also das sinnlich Gegebene recht eigentlich der Gegenstand selbst des Denkens zu sein scheint; selbst da sieht man sich durch die einfache Thatsache, daß man sich denkend verhält, durch eine nicht auszufüllende Kluft von dem sinnlichen Stoff der Erfahrung getrennt. Das, was sich den Sinnen in seiner eigensten Naturgestalt offenbart, unterliegt, wie schon erwähnt, durch die bloße Berührung des denkenden Geistes einer Verwandlung, und das, was man thatsächlich besitzt, erinnert in nichts mehr an das, was man hat ergreifen wollen. Sind nicht diejenigen im Recht, die sich allen Denkens und Wissens entschlagen und die Wirklichkeit nur

in den unmittelbaren Phänomenen ihres Wahrnehmungs- und Gefühlslebens erfassen zu können glauben?

Indessen während jener Ueberschätzung der Erkenntniß die irrthümliche Annahme zu Grunde lag, daß dem Menschen eine Welt des Seins und Geschehens als Außenwelt gegeben sei, die er mit dem Licht seines erkennenden Geistes nur zu beleuchten, und, was er da sah, nur auszusprechen brauchte, so beruht die nunmehrige Unterschätzung auf einer Annahme, die auch ihrerseits der Prüfung bedarf. Indem der Mensch lernt, die Bestandtheile der Wirklichkeit nicht mehr außer sich, sondern zunächst im eigenen Bewußtsein zu suchen, wird er sich sagen, daß er die Wirklichkeit in seinen Sinnesvorstellungen in viel unverfälschterer Gestalt besitzt, als in dem System von Worten und Begriffen, die, wenn sie auch ein Product der sinnlichen Vorstellungswelt sind, doch keinerlei stoffliche Verwandtschaft mehr mit derselben haben. Wenn ich die Bezeichnung irgend eines Gegenstandes nehme, wie Tisch, Baum, Berg, und meine Aufmerksamkeit auf den zwiefachen Inhalt richte, den ich in meinem Bewußtsein wahrnehme, auf die Wortvorstellung auf der einen Seite, auf die sinnliche, gegenständliche Vorstellung auf der anderen Seite, so kann mir jene wohl als das Minderwerthige erscheinen, während ich den eigentlichen Wirklichkeitswerth dieser beimessen muß. Zudem beruht Möglichkeit und Werth des Wortes auf seiner Herkunft aus der sinnlichen Vorstellung, während die sinnliche Vorstellung ihren vollen Werth auch abgesehen von jeder sprachlichen Bezeichnung besitzt.

Die Voraussetzung für diese Anschauung liegt darin, daß an Stelle des Glaubens an eine von aller Vorstellung unabhängige Außenwelt der andere Glaube an eine gegebene Vorstellungswelt getreten ist. Dieser Glaube beherrscht in der That die allgemeine Denkweise. Bei ihm bleibt derjenige stehen, der sich aus dem Bann naiv-realistischer Anschauungsweise freigemacht hat. Zweifellos kann der gesammte geistige Zustand — und dieses Wunder vollzieht sich tagtäglich, heute wie immer — keine größere Umwandlung erfahren, als diejenige, welche sich durch die Zerstörung der realen Gewißheit der gegebenen Wirklichkeit vollzieht. Die Stellung des Menschen innerhalb der Welt erscheint damit gänzlich verändert. Seine anscheinend passive Rolle hat sich in Wahrheit als eine active enthüllt; wenn er sich sonst beruhigt dem Bewußtsein überlassen konnte, daß er mit seinem Geiste außerhalb der realen Welt, ihr gegenüber stehe, so muß er sich nunmehr eingestehen, daß er selbst als ein empfindendes, denkendes Wesen zum Mindesten eine Mitbedingung alles dessen ist, was ihm als Wirklichkeit erscheint. Einestheils steigt er dadurch von seinem erhabenen, außerweltlichen Standpunkte herab, anderentheils erscheint er in einer neuen, höheren Bedeutung. Es kann ihn mit Stolz erfüllen, daß ohne ihn diese ganze ungeheure Wirklichkeitserscheinung nicht als vorhanden gedacht werden kann, und zugleich kann ihn eine Art Grauen überkommen, wenn er sich lebhaft vergegenwärtigt, daß es sein eigenes kleines Dasein ist, auf welches das Dasein eines so Unermeßlichen gestellt ist.

Bei alledem sagt er sich aber doch, daß die Welt in ihrem sinnlichen Vorhandensein nach wie vor für ihn dieselbe ist. Ob er durch seine sinnliche Empfänglichkeit etwas zu erhalten meint, was gerade so, wie er es erhält, auch abgesehen von seiner sinnlichen Empfänglichkeit als vorhanden gedacht werden könne, ob er begriffen hat, daß er von einem An-sich-sein der wahrgenommenen Dinge nicht reden kann, weil es doch immer nur seine eigenen Wahrnehmungen sind, deren er sich bewußt wird, so weiß er doch, daß er gleichsam nur die Thore der Sinne zu öffnen braucht, um der sich mit voller sinnlicher Gegenwart andrängenden Wirklichkeit gewiß zu werden. Mit seinem eigenen sinnlichen Dasein ist ihm das sinnliche Dasein der Dinge gegeben; es ist der Besitz, der ihm mühelos zufällt, der unerschöpfliche Schatz, aus dem er mit seinen Sinnesorganen Erscheinung auf Erscheinung schöpft, der feste nicht wankende Boden, auf dem sich Alle zur Uebereinstimmung gezwungen sehen, die auf einen normalen Zustand ihres Organismus Anspruch machen.

Der Mensch bedarf eines festen Bodens unter sich, eines Seienden, und wenn er dasselbe nicht außer sich finden kann, so sucht er es in sich. Schon die Art, in der der Satz von der Relativität des Seins formulirt zu werden pflegt, hat die Annahme zur Voraussetzung, daß es ein Sein gebe, von dem man die Relativität aussagen könne, und nirgend anders kann dieses Sein gefunden werden, als in der sinnlichen Vorstellungswelt. Wenn unter dem zersetzenden Einfluß skeptischen Sinnes alle

Möglichkeit der Erkenntniß zweifelhaft wird, wenn kritisches Nachdenken lehrt, daß das, was wir Wahrheit zu nennen berechtigt sind, nirgends zu finden ist, als in den jeweiligen Resultaten, zu denen die geistige Thätigkeit des Menschen, sich immer erneuernd, sich immer entwickelnd, bildend, zerstörend und wieder bildend gelangt, so ist der auf unmittelbarer sinnlicher Wahrnehmung beruhende Wirklichkeitsbesitz, wenn er auch nach seinem bloßen Erscheinungswerthe anerkannt wird, der sichere Halt innerhalb einer Welt des Seienden, welche sich dem tieferen Nachdenken als ein mehr oder minder unsicherer Gedankenbesitz darstellt. Hier erscheint der Mensch in der That mehr empfangend als thätig; auch wenn er sich darüber klar ist, daß er die Vorstellung einer gegenständlichen Welt mit allen ihren sinnlichen Qualitäten der Function seiner Sinneswerkzeuge verdankt, so empfängt er doch die Gewißheit dieser sinnlichen Wirklichkeit weniger als das Resultat einer sich in ihm und durch ihn vollziehenden Thätigkeit, als vielmehr als unmittelbar gegenwärtigen Eindruck, sobald nur die sinnliche Empfänglichkeit vorhanden ist. Während jeder Schritt auf der Bahn des Wissens und Erkennens einen Aufwand von geistiger Energie erfordert, so fällt uns die Welt, soweit sie sinnlich wahrnehmbar ist, gleichsam als Geschenk zu, sobald wir nur ins Leben eintreten. Die Natur selbst lehrt den Gebrauch der Sinne; das Denken bedarf der Unterweisung. Was Wunder, daß wir auf festem Grund zu stehen meinen, solange wir den Boden sinnlicher Wahrnehmung nicht verlassen? Zwar

sehen wir alle Möglichkeit einer Entwickelung des geistigen Lebens, einer Ausbildung der den Menschen über seine Mitgeschöpfe erhebenden Fähigkeiten an die Denkthätigkeit gebunden, aber wir können uns der Einsicht nicht verschließen, daß die Welt des Denkens in allen ihren Bestandtheilen ein Erzeugniß menschlicher Thätigkeit sei, und durch keinerlei Autorität, die außerhalb dieser Thätigkeit, über derselben stände, gegen Irrthum, Zweifel und Anfechtung gesichert werden könne. In der Welt der Sinneswahrnehmungen dagegen, wenn auch ihre Möglichkeit an die Functionen der Sinnesorgane gebunden ist, erscheint doch ein Vorhandenes unmittelbar und ein für allemal gegeben. Die Welt, wie sie sich den Sinnen darstellt, ist die gegebene Welt aller Menschen und aller Zeiten, sie ist das gemeinsame Erbtheil, welches uns allen zufällt, ohne daß wir uns darum zu bemühen brauchten; sie ist der feste Grund und Boden, auf dem wir mit unseren Mitgeschöpfen stehen, von dem wir wissen, daß er derselbe war für die vergangenen, daß er derselbe sein wird für die kommenden Geschlechter; sie ist der Ausgangspunkt für den Erkenntniß suchenden Geist, und zugleich die letzte Instanz, auf die sich dieser zurückgewiesen sieht, wenn er die Zuverlässigkeit seiner Sätze gegen Zweifel und Anfechtung zu vertheidigen hat.

So hat die Welt des sinnlichen Erscheinens einen unbestrittenen Vorzug vor der Welt, die sich aus geistigen Operationen aufbaut und in ihrem Sein an die Formen des Denkens gebunden ist; sie hat eine gewisse Würde, weil ihre Herkunft jenseits der Sphäre alles menschlichen

Thuns und Denkens vorausgesetzt werden zu müssen scheint. Und dennoch ist der Rang, den sie in dem gesammten geistigen Sein des Menschen einnimmt, nur ein untergeordneter. Ihr ganzes Verdienst ist ihr Vorhandensein; sie wahrnehmen ist alles, was der Mensch zu thun hat, um sich ihrer zu vergewissern. Wohl unterscheiden sich die Menschen in Ansehung des Umfanges und der Klarheit ihres sinnlich wahrgenommenen Wirklichkeitsbesitzes; diese Unterschiede beruhen aber doch nur auf Verschiedenheiten in den niederen Regionen sinnlich-geistiger Beanlagung; vielfach finden sie auch in den zufälligen Verschiedenheiten äußerer Umstände ihre hinreichende Erklärung. Auch der reichste und vollkommenste Sinnesbesitz läßt seinen Eigenthümer nur auf einem sehr niedrigen Standpunkt erscheinen, so lange er nichts anderes bleibt, als Sinnesbesitz. Die geistige Entwickelung des Menschen beginnt erst da, wo er aufhört, sich bloß sinnlich wahrnehmend zu verhalten, wo er anfängt, die sinnlich wahrgenommene Wirklichkeit als ein gegebenes Material anzusehen und gemäß den Forderungen seines Verstandes zu bearbeiten, zu verwerthen, zu verwandeln.

Wie sehr das Denken von dieser Auffassung des Verhältnisses zwischen Besitz an Sinnenmaterial und geistiger Thätigkeit beherrscht wird, zeigt sich besonders deutlich in den Untersuchungen, die man über das ganze Gebiet derjenigen psychischen Vorgänge anstellt, die in unmittelbarer Abhängigkeit von den Vorgängen in den Sinnesapparaten stehen. Ganz anders als die ältere Psychologie behandelt

die physiologische Psychologie diese Probleme; die Einblicke, die man ihr in die Vorgänge verdankt, in denen das Wahrnehmungs- und Vorstellungsleben auf den verschiedenen Sinnesgebieten besteht, sind nicht hoch genug anzuschlagen. Die Voraussetzung aber ist für die neue Methode keine andere, als sie für die alte war. Die Vorstellungen von den Dingen der Außenwelt sind gegebene Größen; indem man ihre Entstehung und Entwickelung auf dem Boden der sinnlich-geistigen Natur des Menschen zu verfolgen und aufzuhellen bemüht ist, zweifelt man nicht daran, daß man in ihnen ein bestimmtes in sich abgeschlossenes Gebiet des inneren Lebens vor sich habe. Man belehrt denjenigen, der in den Vorstellungen gleichsam nur das geistige Spiegelbild eines sinnlich Vorhandenen sieht, über die unendliche Complication psychophysischer Vorgänge, auf denen die Gestaltung einer Vorstellung beruht, aber man unterscheidet sich insofern nicht von ihm, als man so gut wie er in der vorhandenen Vorstellungswelt diejenige Form des Wirklichkeitsbewußtseins sieht, welche das gegebene unveränderliche Material für die höheren geistigen Operationen bildet.

Es liegt hier ein Mißverständniß des wirklichen Sachverhalts vor, welches nicht weniger verhängnißvoll ist, als das Mißverständniß, welches der naiv-realistischen Meinung zu Grunde liegt. Und zudem ist es schwerer, dieses zweite Mißverständniß zu zerstören, als jenes erste. Es erscheint so consequent, an die Stelle der Dinge, die uns nur in unseren Vorstellungen bekannt werden können, eben die Vorstellungen von den Dingen zu setzen, und das Object

unſerer geiſtigen Operationen nicht mehr in der Wirklichkeit ſchlechthin, ſondern in der als Erſcheinung, Vorſtellung gegebenen Wirklichkeit zu erblicken. Man geräth da nur aus einem Dogmatismus in den anderen und bleibt zudem in dem ſonderbaren Irrthum befangen, daß man geiſtige Thätigkeit und Objecte einer geiſtigen Thätigkeit ſich als zweierlei Dinge gegenüberſtellen könne, während geiſtige Thätigkeit abgeſehen von einem ſogenannten Object, und ein ſogenanntes Object abgeſehen von einer geiſtigen Thätigkeit ganz unverſtändliche Worte ſind.

In der That ſtehen der Annahme, daß dem ewig veränderlichen geiſtigen Beſitz gegenüber das ſinnliche Phänomen der Welt eine gegebene Größe ſei, erhebliche Bedenken entgegen. Wenn wir ſagen, daß das Denken die Vorſtellungen beherrſcht, ſie als den ihm zu Gebote ſtehenden, vorhandenen Stoff behandelt, ſie vor das Forum des Bewußtſeins citirt, um ſie zu ordnen und in unabläſſiger Arbeit in denjenigen Zuſammenhang zu bringen, in welchem ſie dem erkenntnißbedürftigen Geiſt Genüge zu thun geeignet ſind, ſo dürfen wir doch nicht vergeſſen, daß wir uns nur einer bildlichen Ausdrucksweiſe bedienen. Sobald wir näher zuſehen, müſſen wir uns eingeſtehen, daß das Bild eher geeignet iſt, den thatſächlichen Vorgang zu verhüllen, als denſelben anſchaulich zu machen. Denn ſobald wir verſuchen, das, was wir als ſich gegenüberſtehend betrachten, die Welt des Denkens und die Welt der ſinnlichen Vorſtellungen zu trennen und geſondert zu betrachten, ſo finden wir zwar auf der Seite des Denkens die beſtimmten Werthe

der Begriffe, auf Seite der Vorstellung aber keinerlei bestimmten Werth, sondern wechselnde, gleichsam fließende Bewußtseinszustände. Wir sind so sehr gewöhnt, uns in der Welt an dem Leitfaden des Denkens zurecht zu finden, daß wir die Hülflosigkeit gar nicht sehen, der wir preisgegeben sind, wenn wir es versuchen, uns nicht denkend, sondern nur vorstellend zu verhalten. Selbst wenn wir etwas ganz Bestimmtes, Individuelles nehmen, sei es eine Person oder ein Gegenstand, was finden wir in unserem Bewußtsein vor, wenn wir unser Augenmerk auf das richten, was nun eigentlich den Inhalt, die sinnliche Substanz dessen bildet, was wir durch das Wort zu bezeichnen meinen? In unendlich abgestuften Deutlichkeitsgraden wird derselbe Gegenstand immer als ein anderer in unser vorstellendes Bewußtsein treten, von der hellsten Gegenwärtigkeit bis zu nahezu verschwindender Erinnerung. Ueber dieses Leben der Vorstellungen hat keinerlei Denken irgend eine Macht. Wenn ich sage: der Baum ist grün, so berührt dies die Unendlichkeit der Vorstellungsmöglichkeiten, in denen ein grüner Baum in meinem Bewußtsein vorkommen kann, gar nicht. Und so ist es durchgehends. Auch muß es einer irrigen Meinung über die inneren Vorgänge Vorschub leisten, wenn man dieselben so vorführt, daß Empfindungen zu Wahrnehmungen zusammentreten, Wahrnehmungen zu Vorstellungen sich steigern, aus Vorstellungen Begriffe sich entwickeln. Man geht davon aus, daß die Entwickelung von Empfindung zu Wahrnehmung, von Wahrnehmung zu Vorstellung, von Vorstellung zu Begriff

diejenige sei, die stattfinden müsse, damit der Mensch zu einem klaren und umfassenden Wirklichkeitsbewußtsein gelangen könne. Man setzt voraus, daß die vollständige sinnliche Aneignung eines Dinges vorhanden sein müsse, damit die Gewißheit seines Seins in die Form des Begriffs eingehen und ein Gegenstand des Denkens werden könne. Aber abgesehen davon, daß im Begriff etwas ganz anderes dem Bewußtsein zugeführt wird, als das sinnliche Dasein der Dinge, muß auch jedes Bemühen, zur Vollständigkeit einer bestimmten sinnlichen Aneignung eines Gegenstandes zu gelangen, anstatt auf Bildung eines Begriffs hinauslaufen zu müssen, dieselbe vielmehr ausschließen; denn in demselben Augenblick, in dem der Begriff von dem Bewußtsein Besitz ergreift, erfährt jenes sinnliche Bemühen eine Unterbrechung und vermag erst dann wieder in seine Rechte einzutreten, wenn das begriffliche Denken aus dem thätigen Bewußtsein verschwunden ist.

Noch einer anderen irreführenden Anschauung ist hier zu gedenken. Man pflegt die Entwickelung des geistigen Lebens bei dem einzelnen Menschen so aufzufassen, als ob sie von sinnlicher Gebundenheit zu geistiger Freiheit führe; man nimmt an, daß das sinnlich Gegebene in einen geistigen Besitz verwandelt werde. Nichts, scheint es, kann sinnlicher, körperlicher sein, als das Material der Welt, das uns als etwas Bekanntes umgiebt, zu dem wir selbst mit unserer ganzen Leiblichkeit gehören. Nichts kann geistiger, sozusagen substanzloser erscheinen, als der Begriff, durch den wir die Körperwelt gleichsam beherrschen. Aber wir

dürfen nicht vergessen, daß nichts Sinnlich-Körperliches anders gegeben sein kann, als in Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung, Vorkommnissen, die wir doch in unsere geistige Natur verlegen. Das, was als das Allerkörperlichste sich erweist, z. B. der Widerstand der Materie, muß ein Geistiges sein, wenn es überhaupt vorhanden sein soll; und ebenso muß auch jedes Geistige, sei es ein Gefühltes, ein Vorgestelltes, ein Gedachtes, zugleich ein Körperliches sein, da es sonst nicht wahrnehmbar, mit anderen Worten, nicht vorhanden sein könnte. Wenn wir versuchen, das, was wir als unseren vornehmsten geistigen Besitz zu betrachten gewohnt sind, den Begriff, als ein Resultat, als ein Produkt aufzufassen, so finden wir, daß sich hier keineswegs ein Vorgang vollzieht, der von einem materiell, substanziell Gegebenen zu einem ganz Körperlosen, nur geistig Vorhandenen führte: im Gegentheil, der vorausgesetzte Vorgang könnte uns eher umgekehrt erscheinen; denn seinen Ursprung müssen wir in jenen geheimnißvollen Regionen des geistigen Lebens suchen, in denen aus Empfindungszuständen zuerst das Bewußtsein eines Seienden aufdämmert; am Ende sehen wir das sinnlich feste Gebilde des Begriffszeichens, in welchem nicht der Träger des irgendwie geistig vorhandenen Begriffs, sondern dieser Begriff selbst ins Dasein tritt. Wir irren sehr, wenn wir dem Reiche des gegenständlich Vorhandenen ein Reich des Denkens gegenüberstellen, dem wir eine rein geistige Beschaffenheit zuschreiben; vielmehr steht in dem Sprachmaterial, aus dem das Reich des Denkens besteht, etwas

recht sinnlich Bestimmtes einer Welt von Bewußtseinszuständen, Empfindungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen gegenüber, die uns noch eher die Täuschung vorspiegeln könnten, als ob in ihnen etwas sogenannt rein Geistiges gegeben sei.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Verführung sehr nahe liegt, während wir uns in dem Element der Sprache, der Worte bewegen, die sinnliche Thätigkeit, die dabei stattfindet, zu übersehen. Gerade in der Sprache scheint der menschliche Geist zu seiner eigensten, freiesten, von aller sinnlichen Bedingtheit losgelösten Bethätigung zu gelangen. Das was wir den Inhalt eines Wortes zu nennen pflegen, steht in seinem Umfange, seiner Weite ganz außer allem Verhältniß zu dem geringen sinnlichen Volumen des Lautgebildes. Dieses wird eng begrenzt, jener weit umfassend erscheinen; wir werden meinen, daß sich mit der sinnlich so unscheinbaren Thatsache eines Wortes etwas mit demselben ganz incommensurables Geistiges verbinde. Schon bei Bezeichnungen einfacher, nahe liegender Gegenstände, als etwa Tisch, Haus, Baum und dergleichen, muß dies auffallen; um wie viel mehr bei Worten, wie Sonne, Himmel, Welt, oder gar bei Ausdrücken wie Tugend, Unsterblichkeit, Unendlichkeit und anderen ähnlichen. Muß es uns nicht so vorkommen, als ob wir gleichwie mit Tasten schlummernde Töne aus den Saiten eines Instrumentes, so mit den Sprachlauten unendliche Reihen geistiger Bildungen aus dem leiblichen Organ erweckten? Es hat ja in der That etwas Geheim-

nißvoll-Wunderbares, wie in dem Augenblick, in welchem ein Wort, etwas an sich so Unbedeutendes und Geringes, in das Bewußtsein tritt, wie dann ganz plötzlich, wie aus einem Banne erlöst, Bilder auf Bilder sich vor die Seele drängen, wie eine unendliche sinnliche Mannichfaltigkeit, nahe und entfernte geistige Beziehungen, Erinnerungen und Ahnungen, dies alles in dem kleinen, unscheinbaren Wort enthalten zu sein und sich von ihm aus über unser Bewußtsein zu ergießen scheint. Es ist nur zu begreiflich, daß uns das Wort wie ein geistiger Herrscher erscheint über das ganze Reich dessen, was überhaupt als Seiendes in unser Bewußtsein treten kann.

Aber wir sahen, daß der Werth der Sprache, als des Denkstoffes, gar nicht darauf beruhen kann, daß wir in ihr eine Vertretung von Dingen oder von Vorstellungen besäßen; daß wir somit nicht Dinge oder Vorstellungen, sondern immer nur Worte denken. Wir überzeugten uns, daß wir uns einer sehr uneigentlichen Ausdrucksweise bedienen, wenn wir Denken und Erkennen als eine Thätigkeit bezeichnen, die in irgend einem Vorhandenen ihr Object hat; daß wir in allem Denken und Erkennen nur eine Form dessen besitzen, was wir als Sein zu bezeichnen berechtigt sind. Damit ändert sich das Verhältniß, in das wir Denken und Vorstellungen zu einander zu bringen gewöhnt sind. Es kann von keinem Verhältniß der Unterordnung mehr die Rede sein. Wir müssen uns durchaus von der Meinung frei machen, nach der für die Erfassung des Seins in unserer sinnlichen Wahrnehmungs- und Vor-

stellungsfähigkeit eine Art Vorstufe gegeben sei, während es dem Denken und der Erkenntniß vorbehalten bleibe, dieses selbe Sein erst nach seinem wahren Wesen zu einem geistigen Besitz zu machen. Wenn wir nun gleichwohl ein Abhängigkeitsverhältniß zwischen Denken und Vorstellen thatsächlich beobachten, wenn wir sehen, wie sich an Begriffe, an Denkvorgänge, Vorstellungsvorgänge anknüpfen, wie umgekehrt mit Vorstellungen, mögen sie auf unmittelbarer Wahrnehmung oder auf Reproduction beruhen, Worte, Begriffe, Denkoperationen in das Bewußtsein treten, so werden wir darin doch eben nichts anderes sehen, als eine thatsächliche Zusammengehörigkeit so verschiedener Vorgänge oder Vorkommnisse in unserem Bewußtsein. Worauf diese Zusammengehörigkeit beruht, dies zu untersuchen, ist hier nicht der Ort; jedenfalls aber müssen wir dieselbe nicht nur als eine psychische, sondern auch als eine physische Zusammengehörigkeit auffassen und zwar nicht nur in dem Sinne, daß in Folge eines durchgehenden Parallelismus zwischen geistigen und leiblichen Vorgängen, da wo ein geistiger Zusammenhang vorliege, auch auf einen Zusammenhang leiblicher Natur geschlossen werden müsse. Das Zugeständniß eines nothwendigen Parallelismus zwischen geistigen Vorgängen und Vorgängen im leiblichen Organ schließt nicht aus, daß man im Grunde doch nur an ein zeitweiliges, gezwungenes Zusammensein zweier in ihrem inneren Wesen getrennter unvereinbarer Elemente glaubt. Man spricht von dieser Zusammengehörigkeit unter der Voraussetzung, daß körperliche und geistige Vorgänge ver-

schiedenen Sphären des Seins angehörten, von denen jede für ihren Theil eine gesonderte Betrachtung zuließe. Man giebt zu, daß jede Arbeit des Geistes sich unserer Wahrnehmung zugleich als eine körperliche Leistung ankündigt, daß alles geistige Thun zugleich eine Bethätigung des leiblichen Organismus sei, daß die Resultate des leiblich-geistigen Thuns, der Stoff, die Bestandtheile des sogenannten geistigen Lebens selbst, durchaus nicht als bloße geistige Werthe, sondern in sinnlicher Form vorhanden seien. Wir mögen ja aus dem ungeheuren Bereiche des Seienden nehmen, was wir wollen, das Fernste, wie das Nächste, das Umfassendste, wie das Beschränkteste, das Allgemeinste, wie das Einzelnste, immer wird es sich herausstellen, nicht nur als ein unserem Bewußtsein unmittelbar angehöriges Geistiges, sondern zugleich als ein uns ebenso unmittelbar angehöriges Sinnlich-Körperliches. Indessen sieht man doch immer noch ein Zweierlei, wo im Grunde nur ein Einerlei vorhanden ist. Man hat da nur erst den halben Weg zurückgelegt, der von der Annahme einer dualistischen Sonderexistenz von Geist und Körper zu der Einsicht führt, daß eine Trennung dieser beiden sogenannten Bestandtheile unserer Natur, in denen wir den größten aller vorhandenen Gegensätze anerkennen zu müssen glauben, überhaupt für uns ganz unrealisirbar ist. Kein körperlicher Vorgang kann nur gleichsam der Träger sein eines geistigen Werthes, der von ihm verschieden wäre; es ist immer nur ein und derselbe Vorgang, ein körperlicher, weil es in der menschlichen Natur keinen geistigen Vorgang

geben kann, der nicht ein körperlicher wäre, und ein geistiger, weil es keinen körperlichen Vorgang geben kann, der für uns anders als in geistiger Form vorhanden sein könnte. Alle Sinnlichkeit, Körperlichkeit, Leiblichkeit kann für uns nur in den mannichfachen Vorgängen und Formen des Empfindens, Wahrnehmens, Vorstellens, Denkens vorhanden sein, während wir uns, und wenn wir auch nur den kleinsten Theil dieses sogenannten geistigen Lebens suchen und finden wollen, ganz ausschließlich auf ein in sinnlicher Form Vorhandenes angewiesen sehen. In dem ganzen weiten Reiche des Geistigen vermögen wir schlechterdings nichts zu finden, was nicht körperlich-sinnlicher Natur wäre; nichts, was wir Theile unseres geistigen Besitzes nennen, kann anders geboren werden, als in leiblicher Gestalt. Es ist ein trügerischer Schein, der uns vortäuscht, es sei überhaupt eine Trennung, auch nur eine gedachte Trennung zwischen Geistigem und Sinnlichem möglich. Das, was dem reinsten geistigen Gebiet anzugehören scheint, irgend eine von aller Möglichkeit sinnlicher Wahrnehmung weit abliegende Abstraction, etwas, was je nach dem philosophischen Standpunkt den Einen das höchste Sein, den Anderen gar kein Sein mehr darstellt, ein Begriff, wie etwa Unendlichkeit, was ist das anderes als das sehr sinnliche Gebilde eines Wortes? Und wenn wir das auch zugeben, aber einwenden, daß durch so ein Wort, wie durch eine Zauberformel ein Reich unabsehbaren geistigen Seins erschlossen wird, so brauchen wir nur genauer hinzusehen, um uns zu überzeugen, daß

alles, was über die engen sinnlichen Schranken der Wortform hinauszugehen, was dem Ausdruck die Tiefe des geistigen Inhalts, die Weite des geistigen Umfanges zu geben scheint, sich doch immer wieder als ein Sinnliches, sei es Wort, Bild, Gefühl erweisen muß. Was auch immer ein Wort vor das Forum unseres Bewußtseins ruft, mögen es Begriffe, Vorstellungen, Empfindungen, Gefühle sein, was es auch sein mag, es kann nicht anders in der sogenannten geistigen Sphäre des Begriffes auftreten, als indem es sich als sinnlicher Vorgang an die sinnliche Thatsache des Wortes anschließt. Jene sogenannte geistige Sphäre des Wortes ist thatsächlich nicht größer als seine sinnliche Sphäre. Es ist durchaus falsch, zu sagen, daß wir uns mit der physischen Leistung, an die unser psychisches Leben gebunden ist, ein geistiges Reich erschlössen, daß alle sinnlichen Vorkommnisse unseres sogenannten geistigen Lebens, wie Wort, Zeichen, Bild, Ton, Geberde nur Symbole eines Geistigen seien; es sind das Reminiscenzen veralteter Anschauungen. Jedes Vorkommniß bedeutet nur sich selbst, und der Schein, daß es eine Bedeutung besitze, die von ihm verschieden sei und es überrage, beruht darauf, daß sich auf dem Wege der Association andere Vorkommnisse mit ihm verbinden, die ebensowenig wie es selbst einem vorgeblichen, in Wahrheit ganz undenkbaren geistigen Reiche angehören, und die auch nur wiederum sich selbst bedeuten können.

Haben wir eingesehen, einestheils, daß unser Bewußtsein nicht als ein Ort zu betrachten ist, an welchem das

Wirklichkeitsmaterial für das Denken nur so schlechthin zu finden wäre, so daß dieses jedes Einzelne nur zu bezeichnen brauchte, um das gesammte in der Vorstellung gegebene Sein in diejenige Form zu bringen, die seinen eigenen Gesetzen entspräche; anderentheils daß die in unserem Bewußtsein auftretenden und mehr oder weniger die Denkvorgänge begleitenden sinnlichen Wahrnehmungs- und Vorstellungsvorgänge so wenig eine rein geistige Existenz haben können, wie das Denken selbst: so vermögen wir das, was wir das sinnliche Phänomen der Wirklichkeit nennen, unbefangener zu prüfen.

Wir sehen, daß man verhältnißmäßig leicht zu der Einsicht in die Phänomenalität der sinnlichen Wirklichkeit gelangt, und daß man sich dabei beruhigt, an die Stelle einer an sich vorhandenen Welt eine vorgestellte Wirklichkeit zu setzen. Man streift damit aber keineswegs allen Trug ab, in dem man sich sozusagen naturgemäß befindet. Gleichwie man sich schwer von der Ueberzeugung losmacht, daß das Wort, der Begriff etwas vertrete, bedeute, was auch abgesehen von Wort und Begriff vorhanden sei, so bleibt im Grunde doch auch die Meinung bestehen, daß alle Wahrnehmung und Vorstellung doch nur Kunde, oftmals mangelhafte und trügerische Kunde gebe von etwas, was unabhängig von aller Wahrnehmung und Vorstellung existire. Dieses ist ein Irrthum so gut wie jenes. Es giebt für uns kein sinnliches Sein, welches nicht Wahrnehmung und Vorstellung wäre, und alles Verhältniß von Wahrnehmung und Vorstellung zur Wirklichkeit ist doch

immer nur wieder ein Verhältniß von Wahrnehmung und Vorstellung zu Wahrnehmung und Vorstellung; darüber hinaus werden wir niemals gelangen können. Wir sind also in Betreff der gesammten sinnlichen Wirklichkeit auf das angewiesen, was wir als sogenannten psychischen Besitz in unserem wahrnehmenden beziehentlich vorstellenden Bewußtsein finden. Wir können nun nicht annehmen, daß dieser psychische Besitz nur so in der Luft schwebe und als etwas Immaterielles uns zu theil werde. Sowenig irgend eine Wahrnehmung oder Vorstellung auf anderen als sinnlichen Wegen in unser Bewußtsein gelangen kann, ebensowenig kann sie in anderer Form in unserem Bewußtsein existiren, als in der Form eines sinnlichen Vorganges. Bedenken wir, daß das gesammte Wahrnehmungs- und Vorstellungsleben in keiner anderen Weise vorhanden sein kann, als in Vorgängen, denen unser sinnlicher Organismus unterworfen ist, so werden wir leicht begreifen, daß unsere Vorstellungen nicht als etwas fertig Vorhandenes, in unser Bewußtsein Eintretendes und aus ihm wieder Verschwindendes angesehen werden können, sondern als etwas Werdendes, Entstehendes und Vergehendes. Wir hören nun auf, das Vorhandensein der Vorstellungen so auf Treu und Glauben hinzunehmen; wir sehen ein, daß unser ganzer Vorstellungs- und somit Wirklichkeitsbesitz sich nicht weiter erstreckt als über die Vorgänge, die im einzelnen Augenblick in uns, an uns stattfinden können; daß in jedem Augenblick die ganze Welt, die wir unser nennen können, vergeht und in jedem Augenblick wiederum

neu entsteht, daß wir mit Anderen nicht in derselben Welt leben, sondern daß jeder in einer anderen Welt lebt, ja daß für den Einzelnen die Welt eines Augenblicks nicht dieselbe irgend eines anderen Augenblicks sein kann.

War durch die Einsicht in den relativen Charakter alles Seins die Wirklichkeit, die uns so unabhängig gegenüberzustehen schien, aufgelöst worden in eine Wirklichkeit, deren Sein nur durch unsere Vorstellung möglich wurde, so erscheint nun durch die Einsicht in die Unmöglichkeit der Existenz von Vorstellungen als vorhandener geistiger Bestandtheile unseres Bewußtseins auch die Wirklichkeit als Vorstellung aufgelöst in ein unendlich mannichfaches und ewig wechselndes Geschehen, dessen Schauplatz unser sinnlicher Organismus ist. Hatten wir auf die Frage, wo nun eigentlich die Wirklichkeit sei, antworten müssen, in unseren Vorstellungen: so müssen wir auf die weitere Frage, wo nun diese Vorstellungen sind, antworten: sie sind als dauernde Gebilde überhaupt nicht nachweisbar, ihr Sein besteht in einem Entstehen und Vergehen.

Es ist gewiß nicht leicht, diese Consequenz zuzugeben. Man mag sich der Einsicht fügen, daß in uns selbst eine der Bedingungen liegt, von denen das Vorhandensein alles dessen abhängt, was sich als seiend darstellt. Damit scheint an und für sich der Charakter des Seins als eines dauernden Zustandes nicht aufgehoben. Aber es muß dem sogenannten gesunden Menschenverstande doch nahezu absurd vorkommen, angesichts der uns umgebenden Wirklichkeit, von der wir selbst nur ein so verschwindender Theil sind,

die uns umgiebt und uns überdauert in ihrer materiellen Beständigkeit, in der ganzen Fülle ihrer Gestaltungen, in dem ganzen Reichthum ihrer Erscheinungsweisen, von dieser so unwiderleglich wirklichen Welt zu sagen, sie sei nicht nur in der Möglichkeit des Seins an das Vorhandensein unseres Bewußtseins gebunden, sondern ihr gesammtes Sein bestehe aus nichts anderem als aus den ewig wechselnden, entstehenden und vergehenden Formen, welche die ununterbrochene sinnlich-geistige Thätigkeit unseres Bewußtseins aufweise. Indessen wer sich auf den gesunden Menschenverstand beruft, sollte bedenken, daß die Sphäre desselben nicht die Wahrheit, sondern das Compromiß ist. Die Gewißheit der Wirklichkeit ist keine auf Gründen ruhende Ueberzeugung, sondern ein hergebrachter Glaube. Wenn man aufgehört hat, an die absolute Realität der gegenständlichen Welt zu glauben, so glaubt man an das Vorhandensein einer als Vorstellung gegebenen Welt. Dieser Glaube genügt so gut wie jener vollkommen zum praktischen Leben, und sogar zu dem größten Theil der theoretischen Beschäftigungen. Das skeptische Nachdenken muß aber diesen Glauben so gut zerstören wie jenen. Die verlorene Gewißheit muß auf andere Weise wieder gewonnen werden; denn es gilt, daß nur derjenige zu wahrer Gewißheit gelangen kann, der auf dem Punkt gestanden hat, wo sich ihm alles Sein in Trug, alle Gewißheit in Zweifel aufzulösen schien.

Erst wenn wir den Glauben an eine in Wirklichkeit oder als Vorstellung gegebene Welt als einen Irrthum

erkannt haben, erscheint jede dogmatische Befangenheit, in der sich das Bewußtsein in Betreff der sogenannten Wirklichkeit zu befinden pflegt, geschwunden. Wir sehen ein, daß, wenn wir eine Sache tasten, dieselbe doch nur darum auf Sein Anspruch machen kann, weil sich aus den Empfindungen des Widerstandes die Vorstellung eines festen Körpers entwickelt; und wenn eine Sache als Erinnerung in uns auftaucht, so begreifen wir, daß diese Erinnerung ebensogut eine Form des Seins dieser Sache ist, wie die allerkörperlichste Gegenwart. Und ferner, so wenig wir, wenn wir eine Sache unmittelbar mit den Sinnen wahrnehmen, auf den Gedanken kommen werden, daß hier ein doppeltes Sein vorliege, eins des Gegenstandes, eins der Wahrnehmung, ebensowenig wird es für uns, wenn wir eine Sache vorstellen oder denken, noch einen Sinn haben, diesem gedachten oder vorgestellten Sein das wirkliche Sein der Sache gegenüberzustellen. Denn wir werden uns darüber klar sein, daß, da alles Sein nothwendigerweise ein wahrgenommenes, vorgestelltes, gedachtes ist, wir aber nicht gleichzeitig zweierlei Zustände in unserem Bewußtsein haben können, von dem Sein, welches die Form der unmittelbaren Wahrnehmung hat, in dem Augenblick nicht mehr die Rede sein kann, wo das Sein in der Form der Vorstellung erscheint; und ebenso daß das Sein in der Form einer im Bewußtsein erscheinenden Vorstellung untergeht, wenn an die Stelle dieser die unmittelbare Wahrnehmung tritt.

An die Stelle des Seins tritt so ein beständiges

Werden; in jedem Augenblicke stehen wir dem Nichts gegenüber, und in jedem Augenblick erzeugt sich das, was wir als seiend, als wirklich bezeichnen dürfen. Wollen wir uns diese Einsicht, diese Ueberzeugung lebendig und gegenwärtig erhalten, so bedürfen wir unzweifelhaft nicht geringer Kraft und Selbstständigkeit. Es ist uns jeder feste Halt genommen, den uns die Annahme einer gegebenen, sei es von uns unabhängigen, sei es von uns abhängigen Wirklichkeit bot, und wir sehen uns mit unserem ganzen Wirklichkeitsbewußtsein auf ein Geschehen angewiesen, welches sich nicht außer uns, sondern in uns, durch uns ereignet.

Hieraus folgt dann auch, daß wir das Sein irgend eines Gegenstandes und somit der gesammten Wirklichkeit nicht als an einen bestimmten einheitlichen Entwickelungsproceß in unserem Bewußtsein gebunden erachten können, sondern daß dieses Sein thatsächlich ein mannichfaltiges ist, und daß den verschiedenen Stoffgebieten, in die es gemäß der Verschiedenheit unserer sinnlichen Empfindungsfähigkeit zerfällt, sehr verschiedene Arten des Wirklichkeitsbewußtseins entsprechen. Wir mögen annehmen, daß die thatsächliche Mannichfaltigkeit der sinnlichen Gestaltung des Seins ein gemeinsames und an sich gleichartiges Wirklichkeitsmaterial voraussetze, an dem sich die verschiedenartige sinnliche Thätigkeit vollziehe. Wir mögen dies annehmen; nachweisen können wir es nicht. Denn da wir von keinem Sein wissen können, welches nicht in irgend einer Form in unserem Bewußtsein existirte, so müßten wir eine Form

nachweisen können, in der sich jenes vorausgesetzte, aller sinnlichen Specialisirung zu Grunde liegende, selbst noch nicht specialisirte Sein darstellte. Wir mögen noch so tief in die Gründe hinabzudringen suchen, aus denen sich die Mannichfaltigkeit unseres Wirklichkeitsbewußtseins wie aus einem gemeinsamen Ursprung entwickelt — was wir überhaupt noch wahrnehmen können, sind schon specialisirte Formen und jenseits derselben liegt überhaupt nichts Wahrnehmbares mehr, sondern mit einer Verdunkelung des Bewußtseins das Ende aller Wahrnehmung. Von dem Sein eines Gegenstandes in dem Sinne einer sinnlichen Einheitlichkeit und Gesammtheit könnte also offenbar nur für Organismen die Rede sein, die auf einer sehr tiefen Entwickelungsstufe verharren: wo sich die ersten Anfänge sinnlicher Empfindung nachweisen lassen, da mag man voraussetzen, daß das gesammte Sein eines Gegenstandes an ein einziges Bewußtseinsmaterial gebunden ist. Schon wo zu der Empfindung des Widerstandes die ersten Spuren der Lichtempfindung treten, fällt die Möglichkeit eines einheitlichen Seins weg und es tritt eine Vervielfachung ein, die niemals wieder zu einer Einheit werden kann. Zu je höheren Formen sich die Organismen entwickeln, desto mehr differenzirt sich die sinnliche Empfindung und mit ihr das Bewußtseinsmaterial, in welchem sich das Sein darstellt. Wir könnten meinen, eine einheitliche Zusammenfassung des Seins müsse wenigstens dem Menschen, als dem höchst organisirten Wesen möglich sein, da er sonst Begriffe wie Wirklichkeit, Sein gar nicht würde bilden

können. Aber mit diesen Begriffen befindet man sich bereits auf dem sehr speciellen Gebiet, welches sich in dem discursiven Denken darstellt, und sehr weit entfernt von anderen Wirklichkeitsgebieten, zu deren Entwickelung das Denken unfähig ist.

Löst sich nun das Sein der Dinge in eine stoffliche Mannichfaltigkeit auf, insofern die Vorkommnisse, die wir thatsächlich in unserem Bewußtsein constatiren können, sobald ein Seiendes in ihm auftritt, stofflich sehr verschieden sind, sich als tastbar, hörbar, sichtbar, denkbar u. s. w. kundgeben: so kommt dazu noch eine Mannichfaltigkeit der Entwickelungsstadien, insofern auf jedem einzelnen Stoffgebiete dasjenige, was sich uns als seiend darstellt, in ungemein verschiedenen Abstufungen von Deutlichkeit und Lebendigkeit, Bestimmtheit und Gestaltung auftreten kann. Halten wir uns das immer gegenwärtig, so werden wir zu einem Positivismus gelangen, der ganz anderer Art ist, als derjenige, dessen sich die moderne Denkweise rühmt. Denn da alles Vorhandene sich uns als zurückgeführt enthüllt auf die Art der Vorgänge, die in uns, an uns, durch uns stattfinden, so werden wir vor allen anderen geistigen Operationen, denen wir irgend ein Vorhandenes unterwerfen, uns Rechenschaft darüber geben, an welcherlei Vorgänge unseres sinnlich-geistigen Lebens sein Dasein gebunden ist.

3.

Die Einsicht, daß sich unser gesammter sinnlicher Wirklichkeitsbesitz auf Wahrnehmungs- und Vorstellungsvorkommnisse beschränkt, die nicht einen gleichmäßig dauernden Zustand, sondern ein Kommen und Gehen, ein Entstehen und Verschwinden, ein Werden und Vergehen darstellen — diese Einsicht führt uns dazu, in der Wirklichkeit nicht nur ein flüchtiges, sondern auch ein vielfach unentwickeltes oder verkümmertes Gebilde zu erkennen. In Ansehung der wunderbaren, formen- und farbenreichen Welt, in der wir leben, die unsere Sinne bald auf das Kleine und Nahe festbannt, bald in die Ferne lockt, um ihnen das Größte zugänglich zu machen, die sich bald in festester stofflicher Gegenwart aufdrängt, bald in anscheinend stoffloseſter Erscheinung sich doch immer noch als sinnlich vorhanden erweist, in Ansehung dieser Welt, die wir als etwas so unbegreiflich Kunstreiches und Vollendetes erkennen, mag es uns schwer werden, dies zuzugeben. Aber wir sind in Betreff des Zustandes unseres sogenannten sinnlichen Wirklichkeitsbesitzes nicht geringeren und nicht weniger ver-

borgenen Täuschungen unterworfen, als die sind, gegen die wir auf dem Gebiete unserer sogenannten geistigen Operationen beständig auf der Hut sein müssen.

Ueber manche Beschränkungen, denen unsere sinnliche Auffassungsfähigkeit unterliegt, täuschen wir uns freilich nicht. Wir wissen recht gut, daß wir das, was sich unseren Sinnen zunächst als ein zusammengesetztes und mannichfaltiges Ganzes darbietet, zerstören müssen, sobald wir es näher zu ergreifen trachten. Nur so lange wir unsere Aufmerksamkeit in einem gewissen Mittelstadium der Stärke erhalten, vermögen wir einen combinirten Sinneseindruck von einigem Umfange als ein Ganzes aufzufassen. Suchen wir die Intensität der sinnlichen Wahrnehmung zu steigern, so sehen wir uns gezwungen, von dem Ganzen auf seine Theile überzugehen, und je genauer wir wahrzunehmen suchen, desto mehr scheint sich der Umfang dessen zusammenzuziehen, was wir noch wahrnehmen können. Auf der anderen Seite müssen wir auch den qualitativ gemischten Sinneseindruck in seine Bestandtheile auflösen, um ihm näher zu kommen; jeder Versuch, das, was sich als ein sinnlich Vielfaches in einer gewissen Entfernung zeigt, uns in seinem gesammten sinnlichen Reichthum nahe und immer näher zu bringen, muß mißlingen. Indem wir die sinnliche Mannichfaltigkeit eines Eindrucks als solche zu erfassen und uns anzueignen suchen, vermögen wir doch nur eine einzelne Sinnesqualität zu ergreifen. Zu Gunsten dieser einen treten die anderen zurück; ja sie werden bis zu beinahe gänzlichem Verschwinden aus der Wahrnehmung

vertrieben, je intensiver wir uns den Eindruck der einen Sinnesqualität zu machen vermögen.

Diesen beschränkenden Bedingungen ist das Vorstellungsleben in ganz gleicher Weise unterworfen, ob es auf unmittelbarer Sinneswahrnehmung oder auf Reproduktion von Vorstellungen im Bewußtsein beruht. Man könnte meinen, daß diese Beschränkungen auf der Beschaffenheit der Sinnesorgane selbst beruhten, wo deren Thätigkeit durch die unmittelbare Gegenwart der wahrgenommenen Gegenstände gefordert werde; man könnte in Folge dessen voraussetzen, daß diese Schranken nicht vorhanden wären, wo das Bewußtsein anscheinend der vollsten geistigen Freiheit genießt, wo es unabhängig von unmittelbarer Thätigkeit der Sinnesorgane, nicht bestimmt durch das Vorhandensein der Dinge selbst, über einen scheinbar unbegrenzten Reichthum von Vorstellungen verfügt. Auch hier aber kehrt der Zwang wieder, das unser vorstellendes Bewußtsein jeweilig Erfüllende seinem Umfang nach in demselben Maße zu beschränken, in dem es zur Lebendigkeit, Klarheit, Deutlichkeit gesteigert werden soll; auch hier vermögen wir nicht, alle sinnlichen Seiten einer Vorstellung gleichzeitig in den Vordergrund unseres Bewußtseins zu bringen; vielmehr sehen wir einen Wettstreit zwischen diesen sinnlichen Qualitäten eintreten, der bald von äußeren Umständen, bald auch von unserem Willen abhängt. Dies kann ja auch nicht anders sein; denn ob die Vorgänge, in denen unser Vorstellungsleben besteht, angeregt werden durch äußere Reize oder durch innere,

sie selbst bleiben doch immer denselben Bedingungen unterworfen.

Alle diese Thatsachen sind uns, wie gesagt, hinlänglich bekannt; sie kommen uns auf Schritt und Tritt zum Bewußtsein; wir werden aus ihnen aber nicht den Schluß ziehen, daß sie uns nur eine mangelhafte sinnliche Kenntniß der uns umgebenden Welt gestatten. Wir wissen, daß uns das, was uns gleichzeitig zu thun versagt ist, nach einander mühelos gelingt, und daß wir so das Mittel besitzen, durch welches wir zur Vollständigkeit der sinnlichen Auffassung gelangen. Es sind viel verborgenere und nicht so mühelos zu überwindende Schranken unserer Natur, die wir im Sinn haben, wenn wir behaupten, der Mensch lasse sich, ihm selbst unbewußt, an einem sehr unvollkommenen und unentwickelten Weltbild genügen.

Jene Vollständigkeit der sinnlichen Auffassung, zu der wir gelangen zu können vermeinen, ist im Grunde doch nur eine scheinbare; sie ist in Wahrheit nicht vorhanden; sie stellt sich nicht als ein bestimmtes nachweisbares Gebilde dar; sie ist eine Annahme, eine Voraussetzung, die wir in unserem Bewußtsein nicht realisiren können. Vergegenwärtigen wir uns unseren eigenen Zustand, an den jene angebliche Vollständigkeit der sinnlichen Auffassung auch nur eines einzelnen Gegenstandes gebunden ist, so sehen wir uns einem Herumirren unserer Sinne an dem Gegenstand preisgegeben. Heften wir unsere Aufmerksamkeit auf die einzelne Sinnesqualität, so endet unser Bemühen in Rathlosigkeit. Die sinnliche Sicherheit und

Bestimmtheit kommt uns bei dem Versuch der Isolirung eines einzelnen Sinnes gar bald abhanden, und wir suchen Zuflucht bei den anderen Sinnen, um die volle Gewißheit des sinnlichen Vorhandenseins des wahrgenommenen oder vorgestellten Gegenstandes wiederzugewinnen. Suchen wir dagegen unsere Aufmerksamkeit auf die in einem Gegenstand sich darbietende sinnliche Gesammtheit zu concentriren, so entschwindet uns wiederum die Gesammtheit unter den Händen, und ohne es zu wollen, erfassen wir doch immer nur einen einzelnen Theil aus dem sinnlichen Complex. Aus jener allmähligen sinnlichen Kenntnißnahme, in der wir das einzige Mittel erblickten, zu einer Vollständigkeit der sinnlichen Aneignung irgend eines Gegenstandes zu gelangen, entwickelt sich also keineswegs ein Besitz in unserem Bewußtsein, in dem sich diese sinnliche Vollständigkeit darstellte; vielmehr finden wir unser Bewußtsein in Ansehung seines sinnlichen Besitzes in einem ziemlich hülflosen Zustande, insofern es sich genöthigt sieht, wenn es nur überhaupt die sinnliche Gewißheit nicht verlieren will, beständig von einem Sinnesgebiet zum anderen zu eilen, um dieses alsbald wieder zu Gunsten des nächsten zu verlassen. Da die verschiedenen Sinnesgebiete immer zu gegenseitiger Ablösung bereit sind, so unterliegen wir leicht der Täuschung, als könne uns eine sinnliche Vollständigkeit gegeben sein. Sind wir aber einmal auf jenes Sachverhältniß aufmerksam geworden, so können wir uns der Ansicht nicht verschließen, daß das Dasein irgend eines sinnlich wahrnehmbaren oder vorstellbaren Gegenstandes nicht

an eine bestimmte Form gebunden ist, sondern sich in jener willkürlichen und beständig wechselnden Concurrenz seiner verschiedenen sinnlichen Qualitäten erschöpft.

Wie es nun aber um die Gestaltung eines sinnlich Vorhandenen nach den einzelnen Seiten seiner sinnlichen Beschaffenheit bestellt ist, das werden wir am besten erkennen, wenn wir eine bestimmte Seite dieser Beschaffenheit, die Sichtbarkeit, ins Auge fassen. Wir kommen hier auf das eigentliche Thema der vorliegenden Untersuchungen. Hatte es sich in dem Vorhergehenden um das Eingeständniß gehandelt, daß wir in einer Täuschung leben, solange wir meinen, ein Sinnlich-Wirkliches als ein Sinnlich-Vollständiges in irgend einem Gebilde unseres Bewußtseins besitzen zu können: so handelt es sich nun um den Nachweis, daß auch ein sichtbarer Gegenstand eben dieser seiner Sichtbarkeit nach uns als ein zu endgültiger Entwickelung gelangtes Gesichtsbild so ohne weiteres nicht angehören könne. Und daraus wird sich, wie wir sehen werden, die natürliche Folgerung ergeben, daß der Mensch eine Entwickelung seiner Gesichtsbilder zu höheren Graden des Vorhandenseins nur einer Thätigkeit verdanken könne, durch welche sichtbar nachweisbare Gebilde hervorgebracht werden, und daß diese Thätigkeit keine andere als die künstlerische sei.

Zwar wissen wir, daß im gewöhnlichen Leben und bei vielen Beschäftigungen, wo sich die Aufmerksamkeit auf das Aussehen der Dinge nach dem Bedürfniß richtet, dieses Gesichtsbild deshalb ein mangelhaftes, oberflächliches, unentwickeltes bleibt, weil damit dem Bedürfniß vollständig

genügt ist. Auch räumen wir ein, daß Verschiedenheiten der individuellen Anlage dem Einen die Erlangung eines genauen und lebendigen Gesichtsbildes leichter, dem Anderen schwerer erscheinen lassen. Immerhin nehmen wir von jedem normal Organisirten an, daß es in seinem Belieben liege, sich einen Gegenstand nach seiner sichtbaren Seite hin zum höchsten Grade anschaulicher Deutlichkeit und Gewißheit zu bringen. Bei gewissen geistigen Thätigkeiten betrachten wir die Vollständigkeit und höchste Genauigkeit der durch den Gesichtssinn zu erlangenden anschaulichen Kenntniß der Dinge als eine selbstverständliche Voraussetzung. Dies ist bei bestimmten Gattungen der künstlerischen Thätigkeit, auf bestimmten Gebieten der wissenschaftlichen Forschung der Fall. Und auch da, wo sich die Aufmerksamkeit nicht um einer Thätigkeit willen auf die sichtbare Seite der Dinge richtet, sondern nur etwa aus einem sentimentalen Bedürfniß, wird ein Zweifel daran nicht zulässig erscheinen, daß die Arbeit des Sehens an den Gegenständen vollständig geleistet sei. Und wo es sich nicht um direkte Wahrnehmung handelt, sondern um Vorstellungen, die vor unser Bewußtsein treten, so wissen wir, daß uns bei jeder Unsicherheit, bei jeder Lücke die Zuflucht zur direkten Wahrnehmung offen steht, und daß hier jeder Zweifel gelöst, jede Lücke ergänzt wird.

Indem wir so auf einem ganz sicheren sinnlichen Boden zu stehen meinen, unterliegen wir einer ziemlich complicirten Täuschung, die daraus entspringt, daß wir den sinnlichen Besitz, den uns das Sehen liefert, nicht aus

den mannichfachen andersartigen Verbindungen zu lösen gewöhnt sind, in denen er zu einem Elemente unseres geistigen Lebens wird. Denn einestheils meinen wir, ihn zurückführen zu können auf ein Wirklichkeitsvorbild, welches sein Dasein ganz anderen sinnlich-seelischen Vorgängen verdankt, anderentheils glauben wir, ihn in unserem Bewußtsein zu realisiren, wenn wir ihn doch thatsächlich in einen Besitz ganz anderer Natur verwandeln. Beides bedarf näherer Erörterung.

Einer sehr gebräuchlichen Ausdrucksweise zufolge können wir das Vorhandensein von etwas, was wir durch das Auge wahrnehmen, auch durch andere Sinne feststellen; können wir das nicht, so erscheint uns das, was uns das Auge zeigt, als eine trügerische Vorspiegelung. Wir sagen, daß wir das, was wir sehen, auch tasten und in Folge dessen wägen und messen, daß wir es vielleicht hören oder schmecken oder riechen können. Diese Ausdrucksweise ist deshalb irreführend, weil man das, was man sieht, jedenfalls durch die Thätigkeit keines anderen Sinnes wahrnehmen kann, als durch die des Gesichtssinnes. Man kann mit derselben nur meinen, daß man alle diese Operationen an einem vorausgesetzten Gegenstand vornimmt, welcher auch der Gegenstand des Gesehenwerdens ist. Denn es kann ja unmöglich das Sichtbare sein, was anderweitig wahrgenommen wird; es würde ja eben nicht das Sichtbare sein, wenn außer dem Gesehenwerden noch etwas Anderes mit ihm geschehen könnte. Sprechen wir aber von einem sichtbaren Gegenstande, der eben derjenige ist,

den wir auch anderweitig sinnlich wahrnehmen, so nehmen wir stillschweigend darauf keine Rücksicht, daß, wenn man die sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften abzieht, ein Gegenstand als Träger derselben nicht mehr übrig bleibt. Wir stehen also, wenn wir eine dem Gebiete des Gesichtssinnes angehörige Wahrnehmung oder Vorstellung auf eine Wirklichkeit zurückführen zu können meinen, vor folgendem Dilemma: entweder wir führen die Wahrnehmung oder Vorstellung auf etwas zurück, was einem ganz anderen Sinnesgebiet angehört, als dem des Gesichtssinnes, d. h. wir verdrängen das, was uns der Gesichtssinn liefert, aus unserem Bewußtsein und ersetzen es durch etwas, was wir einem ganz anderen Sinn verdanken; oder wir greifen sozusagen ins Leere, indem wir uns auf eine Wirklichkeit beziehen, die zwar für den Gesichtssinn, aber doch abgesehen von den Wahrnehmungen und Vorstellungen des Gesichtssinnes vorhanden wäre; denn das Vorhandensein eines Sichtbaren kann eben nur in seinem Gesehen- oder als gesehen Vorgestellt-werden bestehen. Es kann sich bei dem Sehen gar nicht darum handeln, das subjective Gesichtsbild einem objectiven, durch den Gesichtssinn wahrnehmbaren Bestand gleich zu machen. Wäre dies der Fall, so würde freilich jeder normal Organisirte zu einer vollständigen, mit der Wirklichkeit übereinstimmenden Gesichtsvorstellung gelangen können, ja gelangen müssen. Aber sobald wir genauer prüfen, was wir eigentlich thun, wenn wir zwischen einem Richtigsehen und einem Falschsehen unterscheiden, wenn wir mit der größten Sicherheit darüber

urtheilen, ob eine Gesichtswahrnehmung oder Vorstellung mit der Wirklichkeit übereinstimmt oder nicht, so gewahren wir, daß es eben nicht die sichtbare Wirklichkeit ist, an der wir prüfen, ob unser Auge Recht hat oder im Irrthum befangen ist. Wenn uns das Auge die Existenz von etwas vorspiegelt, was nicht vorhanden ist, so bezieht sich dieses Nichtvorhandensein nicht auf das, was wir sehen, denn das ist eben vorhanden, sondern auf das, was wir niemals sehen können; mit der Gesichtswahrnehmung treffen gewisse andere sinnliche Wahrnehmungen nicht zusammen, deren Concurrenz wir zu fordern pflegen, um von Wirklichkeit reden zu können. Bemerken wir, daß unser Auge uns über die Lage eines Gegenstandes im Raume täuscht, so können wir nicht meinen, daß unser Auge den Gegenstand an einem anderen Orte wahrnehme, als wo er sichtbar sei; denn der Gegenstand kann nur an dem Orte sichtbar sein, wo er von dem Gesichtssinn wahrgenommen wird; vielmehr können wir nur sagen, daß das Auge den Gegenstand an einem anderen Orte sieht, als wo ihn z. B. der Tastsinn fühlt.

Auch das Verhältniß der Form eines Gegenstandes, sofern dieselbe von dem Auge wahrgenommen oder vorgestellt wird, zu der Form, die wir durch andere Mittel feststellen können, unterliegt manchen Unklarheiten und Mißverständnissen. Im gewöhnlichen Leben schwankt die Kenntniß, die wir von der Form eines Gegenstandes haben, zwischen den Nachrichten, die uns der Gesichtssinn, und denen, die uns der Tastsinn über diese Form giebt.

Je genauere Kenntniß wir aber haben wollen, desto weniger ziehen wir den Gesichtssinn zu Rathe, und desto mehr verlassen wir uns auf den Tastsinn; und wenn wir im eigentlichsten Sinne von der Form eines Gegenstandes reden, so ist überhaupt von einem Antheil des Gesichtssinnes nicht mehr die Rede, vielmehr meinen wir die tastbare, meßbare, berechenbare Form. Diese wird uns zum Maßstab für die Richtigkeit des Sehens, und wir fragen uns, ob wir die Form so sehen, wie sie sich in ihrer tastbaren, greifbaren Wirklichkeit verhält; ist dies der Fall, so sind wir überzeugt, eine richtige und vollständige Gesichtsvorstellung von der Form des Gegenstandes zu haben. Nun besteht zwischen dem Gesichtssinn und dem Tastsinn insofern eine Beziehung, als aus den Daten, die jener liefert, auf die körperliche Form, und umgekehrt aus den Daten, die dieser liefert, auf die sichtbare Gestalt geschlossen werden kann. Wenn man nun von dem, was das Auge zeigt, auf die Form schließt, die sich dem Tastsinn darbieten wird, und man findet diesen Schluß bestätigt, so bedient man sich doch eines sehr irreführenden Ausdrucks, indem man sagt, daß man richtig gesehen habe; denn die Richtigkeit, auf die man hier den Werth legt, kann man eben nicht sehen, sondern nur durch den Tastsinn wahrnehmen. Es besteht gar keine Aehnlichkeit zwischen der Formvorstellung, die in das Gebiet des Gesichtssinnes, und derjenigen, die in das Gebiet des Tastsinnes gehört; und so kann auch die eine nicht zum Vorbild oder Maßstab der anderen dienen. So sagt man ja auch, daß der Gesichtssinn zur

Auffassung von Formen, namentlich complicirter Art, kein geeignetes und hinreichendes Organ sei, und unterscheidet dabei nicht hinlänglich, daß die Form, die überhaupt eine sichtbare Form ist, nur dem Gesichtssinn verdankt werden kann, daß aber die Form, deren Entstehung auf anderen Sinneswahrnehmungen beruht, mit der sichtbaren Form gar nichts zu thun hat. Es hat gar keinen Sinn, zu sagen, das Auge vermöge der Form der Dinge nicht vollständig gerecht zu werden, während man diese Form mit der höchsten Genauigkeit messen und berechnen könne. Als ob es eine Form schlechthin gäbe, und als ob die verschiedenen Sinnesorgane nur die mehr oder minder geeigneten Werkzeuge wären, sich diese Form anzueignen. Was kann es der Form, die durch und für das Auge entsteht, nützen, wenn eine Form festgestellt wird, die gar nicht als eine sichtbare in unser wahrnehmendes und vorstellendes Bewußtsein treten kann?

Es ist nicht überflüssig, hier noch einiger Mißverständnisse zu gedenken, denen man wohl begegnet. Man kann die Behauptung aufstellen hören, für die Wiedergabe sowohl der stereometrischen als auch der auf eine Fläche projicirten Form eines Körpers sei ein mechanisches Verfahren wie in jenem Falle das der Abformung, in diesem das der Photographie, das zuverlässigste Mittel. Nun ist klar, daß, wenn ich einen Gegenstand abforme, ich damit zwar einen zweiten tastbaren und auch sichtbaren Gegenstand, keineswegs aber einen Ausdruck des Gesichtsbildes herstelle, welches ich von dem Gegenstand empfange. Ich

habe nun eben zwei Gegenstände, die in ihrer tastbaren, meßbaren, berechenbaren Form übereinstimmen mögen, von denen beiden ich aber die Form, wie sie dem Auge erscheint, eben nur dem Auge, nicht aber einer Abformung verdanken kann. Wer aber meint, daß die Photographie dieses Gesichtsbild in der untrüglichsten Weise liefere, weil wohl das Auge, nicht aber eine Maschine irren könne, der muß von der Voraussetzung ausgehen, daß der Vorgang, durch den im menschlichen Auge und Gehirn das Gesichtsbild entsteht, ganz dem gleiche, durch den im photographischen Apparat das photographische Product zu Stande kommt; eine Voraussetzung, die im Ernste Niemand machen kann. Im Grunde kann auf photographischem Wege doch nur etwas hergestellt werden, was eben keine Gesichtsvorstellung ist, sondern wovon wir uns erst eine Gesichtsvorstellung bilden müssen. Besteht zwischen einem photographischen und einem anderweitig hergestellten Gegenstand, wie bei Schriften, Drucken, planimetrischen Figuren, Zeichnungen u. s. w. und den nach ihnen angefertigten Nachbildungen eine Uebereinstimmung in ihrer anderweitigen Beschaffenheit, so werden Original und Nachbildung dasselbe Gesichtsbild liefern. Wo aber diese Uebereinstimmung nicht vorhanden ist, da wird die Photographie kein treues Abbild des Originals sein, vielmehr wird eben das Original ganz anders aussehen als das Nachbild.

Bei anderen in das Bereich der Sichtbarkeit gehörigen Qualitäten der Dinge, wie Farben, Unterschieden von hell und dunkel, Glanz u. s. w. ist ein mißverständliches Zu-

rückführen von dem, was nur gesehen werden kann, auf etwas, was nicht gesehen werden kann, weniger leicht möglich. Auch hier freilich meinen wir, auf einem ganz sicheren Boden zu stehen, indem wir das Urtheil über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der subjectiven Sinneswahrnehmung in ein objectives Vorhandensein dessen zu verlegen pflegen, was wahrgenommen werden soll. Aber es kann doch wenigstens darüber kein Zweifel obwalten, daß es nur ein Sichtbares sein kann, an dem wir die Richtigkeit des Sehens prüfen, und da dieses Sichtbare keine andere Existenz besitzt, als sein Gesehen- und als gesehen Vorgestellt-werden, so läuft jene Prüfung auf die Untersuchung der Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung — nicht zwischen Wahrnehmung und Vorstellung einerseits, einem objectiv Vorhandenen andererseits, — sondern zwischen den Wahrnehmungen und Vorstellungen der verschiedenen Individuen hinaus. Wieweit eine solche Feststellung der Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung möglich ist, gehört nicht hierher.

Wenn wir einer Täuschung unterliegen, indem wir für die Vollständigkeit und Richtigkeit unserer Gesichtswahrnehmungen oder Vorstellungen als solcher einen Maßstab an etwas zu haben meinen, was sich als gar nicht durch den Gesichtssinn wahrnehmbar oder vorstellbar erweist, so verfallen wir in eine ähnliche Täuschung, indem wir Gesichtswahrnehmungen oder Vorstellungen für das Gesammtleben unseres Bewußtseins in einer Form realisiren, die aus ganz anderem Stoffe besteht, als dem durch

den Gesichtssinn gelieferten. Bekanntlich unterscheidet man in dem Proceß, von dem man annimmt, daß er stattfinden müsse, damit eine Wahrnehmung oder Vorstellung zu Stande kommen könne, das Stadium der Perception und das der Apperception. Der Eintritt des Bildes in den weiteren Kreis des wahrnehmenden Bewußtseins schließt eine gewisse Undeutlichkeit nicht aus; das Bild befindet sich gleichzeitig mit anderen in diesem weiteren Umkreis; dadurch aber, daß das Bild appercipirt, d. h. in den Blickpunkt des Bewußtseins, in das eigentliche Centrum der Aufmerksamkeit gehoben wird, erlangt es seine volle Klarheit und Deutlichkeit. Damit erscheint der Proceß des Wahrnehmens und Vorstellens abgeschlossen. Wir besitzen nun zwar etwas; aber es erscheint uns als ein todter, werthloser Besitz, wenn wir es nicht als Anregung zu einem mannichfaltigen Gefühlsleben oder als Stoff des Denkens und Erkennens in unserem seelischen und geistigen Dasein verwenden. Diese letzteren Vorgänge, in denen sich unser bewußtes Leben entwickelt, knüpfen sich unzweifelhaft an die Wahrnehmungen beziehentlich Vorstellungen an, ja wären ohne dieselben gar nicht möglich, aber sie wären auch wiederum nicht möglich, wenn nicht in ihnen ein Verlassen jener stattfände. Es ist die Enge des Bewußtseins selbst, die es mit sich bringt, daß durch diejenigen geistigen Operationen, die in das Bewußtsein treten, um aus einer Wahrnehmung oder Vorstellung einen bestimmten Werth für unser Gefühlsleben oder für unsere Erkenntnißthätigkeit zu machen, die Wahrnehmung oder

Vorstellung selbst aus dem Bewußtsein verdrängt wird. Indem wir uns darüber nicht Rechenschaft zu geben pflegen, meinen wir, die uns als Thatsache unserer Wahrnehmung und Vorstellung gleichsam von selbst zufallende Bedeutung des sogenannten sinnlichen Daseins uns in einem höheren Sinne angeeignet zu haben, während wir doch von diesem sinnlichen Dasein im Augenblick seiner vorgeblichen höheren Aneignung in unserem Bewußtsein nichts mehr vorzufinden vermögen.

Beides, sowohl die Zurückführung einer sinnlichen Qualität, wie derjenigen der Sichtbarkeit, auf sinnliche Qualitäten, die nicht sichtbar sind, als auch der Uebergang von den Wahrnehmungen und Vorstellungen des Gesichtssinnes auf die Gebiete des Gefühlslebens und der Denkthätigkeit sind uns vollkommen geläufige, für die Entwickelung unseres Wirklichkeitsbewußtseins nach vielen Richtungen hin auch durchaus unentbehrliche Vorgänge. Da sie uns aber über die Beschaffenheit unserer Gesichtswahrnehmungen und Vorstellungen in einer gewohnheitsmäßigen Täuschung erhalten, so vermögen wir diese Täuschung nur dadurch zu zerstören, daß wir unseren sichtbaren Wirklichkeitsbesitz aus jenen Verbindungen, die er beständig in unserem Bewußtsein einzugehen versucht, lösen. Erst dann haben wir es wirklich und ausschließlich mit einem sichtbaren Sein zu thun. In Betreff der Welt, sofern sie ein Gegenstand der Erkenntniß ist, machen wir ja tagtäglich die Erfahrung, daß die Sicherheit, mit der wir sie zu besitzen meinen, immer von neuem dadurch erschüttert wird, daß das Mittel der

Erkenntniß, die Denkthätigkeit, zu erneuter Energie sich steigert; das Leben der Erkenntniß besteht in einem beständigen Suchen nach dem unerschütterlichen Boden der Wahrheit; die endgültige Beruhigung bei irgend einem Erreichten würde ihr Tod sein. Und auch den sichtbaren Besitz der Welt können wir auf keine andere Weise prüfen und uns immer von neuem erringen als durch das Sehen selbst; kein anderes sinnliches Mittel kann uns dazu verhelfen, kein Tasten, kein Wägen, kein Messen, noch auch irgend ein Fühlen, Denken und Erkennen.

Wenn wir es nun versuchen, die Kraft unseres Bewußtseins auf den Gesichtssinn zu concentriren, wenn wir alle Energie aufwenden, um das, was wir sehen, nicht zum Object eines anderen Sinnes zu machen, uns seiner namentlich nicht, was ja sehr nahe liegt, als etwas Greifbaren zu versichern, ihm keinerlei Einwirkung auf unser Gefühlsleben zu gestatten, noch auch endlich es zu benennen, und als Begriff zu fassen: so werden wir zunächst gewahr werden, daß uns dieser Zustand keineswegs ein gewohnter und natürlicher ist. Ja unter allen Erscheinungen, die wir in dem Leben unseres Geistes beobachten, unter allen Anstrengungen, die wir diesem zumuthen, findet dieses ausschließliche Beharren bei der dem Gesichtssinn sich darbietenden Erscheinung der Dinge keinen Platz; wo es uns begegnen mag, da scheint es uns eher eine Hemmung, als eine Förderung des inneren Lebens zu bedeuten. So sehr sind wir gewohnt, den gesammten Wirklichkeitsstoff, den uns das Auge liefert, anstatt uns um seiner selbst

willen um ihn zu bemühen, anderen Gebieten unseres seelischen und geistigen Lebens zuzuführen. Nur dann aber, wenn wir dieser Gewohnheit zu widerstehen vermögen, wenn wir die Thätigkeit des Gesichtssinnes isoliren, und mit ihr gleichsam den ganzen jeweiligen Raum unseres Bewußtseins ausfüllen, nur dann werden uns die Dinge dieser Welt als sichtbare Erscheinungen im eigentlichen Sinne entgegentreten.

Wer es versucht, sich auf diesen Standpunkt zu versetzen, der wird die Erfahrung machen, daß er um die scheinbare Sicherheit gekommen ist, mit der er die sichtbare Erscheinung der Dinge zu beherrschen meinte, während er sie doch thatsächlich aufgab. An die Stelle jener Sicherheit wird ein sehr deutliches Gefühl der Unsicherheit treten.

Jetzt erst wird ihm die eigenthümliche und selbstständige Bedeutung des Sehens klar zu werden anfangen. Hatte ihm das Sehen nur gedient, um ihm Kunde zu geben von einem gegenständlichen Vorhandensein, welches sich auch anderweitig sinnlich constatiren lasse und so den unerschütterlichen Boden des sinnlich Vorhandenen bilde, so beginnt er nun, zu begreifen, daß das Sehen überhaupt erst gleichsam zu sich selbst kommen könne, wenn jede Beziehung auf eine in jenem Sinne wahrzunehmende Gegenständlichkeit aus ihm verschwunden sei. Er wird zum ersten Mal die Möglichkeit wahrnehmen, das Sehen um seiner selbst willen zu treiben, und indem sich dadurch eine ganz neue Bahn für die Entwickelung seines Wirklichkeitsbewußtseins vor ihm aufthut, muß er zugleich seine Kräfte prüfen,

wie weit dieſelben ihn befähigen, auf dieſer Bahn vorzudringen. Es handelt ſich für ihn ja nicht mehr um das bloße Wahrnehmen eines ſichtbar Vorhandenen, ſondern um die Entwickelung und Bildung von Vorſtellungen, in denen ſich die Wirklichkeit allererſt darſtellt, ſofern ſie eine ſichtbare Wirklichkeit ſein kann. Er befindet ſich dem gegenüber, was er Wirklichkeit zu nennen gewohnt iſt, in einer ſehr veränderten Stellung; alles körperlich Feſte iſt ihm entzogen, da es eben nichts Sichtbares iſt, und der alleinige Stoff, in dem ſich ſein Wirklichkeitsbewußtſein geſtalten kann, ſind die Licht- und Farbenempfindungen, die er ſeinem Auge verdankt. Das ganze ungeheure Reich der ſichtbaren Welt enthüllt ſich ihm nun angewieſen in ſeinem Beſtand auf den zarteſten, gleichſam unkörperlichſten Stoff, in ſeinen Formen auf die Bildungen, zu denen der Einzelne jenen Stoff zuſammenwebt. Er begreift, daß, indem er ſieht oder Geſehenes vorſtellt, in dem Bereiche ſeines Geſichtsſinnes nichts anderes vorhanden iſt, als die ſich entwickelnde Geſichtsvorſtellung, und daß es, wenn er nichts ſieht oder nicht Geſehenes vorſtellt, keinen Sinn hat, von einer ſichtbaren Wirklichkeit als etwas Vorhandenem zu ſprechen. Wird ſo auf der einen Seite die ſichtbare Welt zu einem Gebilde, zu dem nichts, was wir ſonſt als ſtofflich beſtimmt, körperlich begrenzt zu betrachten gewohnt ſind, irgend etwas beiträgt, ſo ſehen wir auf der anderen Seite ein, daß es uns, um zur Beſtimmtheit und Klarheit, zum Wiſſen deſſen, was wir ſehen, zu gelangen, gar nichts nützt, wenn wir von dem, was wir ſehen, auf etwas

schließen, was nicht mehr dem Gebiet des Gesichtssinnes angehört. Wenn wir etwas mit dem Gesichtssinn wahrnehmen und wissen, welche körperliche Form es hat, wie groß es ist, aus was es besteht, was es ist, welche Wirkungen von ihm ausgehen u. s. w., kurz was man nur von einem Gegenstand wissen kann, so berechtigt uns das noch nicht zu der Meinung, daß wir wüßten, wie der Gegenstand aussieht. Ja wenn wir sein Aussehen beschreiben und dadurch des Gesichtseindruckes uns so recht eigentlich bewußt zu werden meinen, unterliegen wir dennoch einer Täuschung; denn in demselben Augenblicke, in dem wir das Gesehene aussprechen, ist es nicht mehr ein Gesehenes; in dem sprachlichen Ausdruck führen wir etwas in das Bewußtsein ein, was nicht aus dem Stoff besteht, der durch die Gesichtsempfindung geliefert wird, und daher, anstatt der Entwickelung des Gesichtsbildes zu Gute zu kommen, dieselbe vielmehr unmöglich macht. Auch gleicht diese Art, sich von einem Gesichtseindruck Rechenschaft zu geben, einem Nothbehelf; sie stellt sich da ein, wo das sehende Bewußtsein unfähig ist, sich über sich selbst Rechenschaft zu geben; wie wenig das Resultat dem vorgeblichen Zweck entspricht, kann Jeder erfahren, wenn er den Versuch macht, von einem sprachlichen Ausdruck zu der sinnlichen Wirklichkeit des Gesichtsbildes zurückzukehren.

Ist es also vergeblich, für das sichtbare Bild der Dinge eine gestaltende Macht von sinnlichen Fähigkeiten zu erwarten, auf denen die Wahrnehmung anderweitiger sinnlicher Beschaffenheit beruht, ist es ebenso vergeblich,

zu meinen, daß man durch das Wort zu einer Beherrschung der Welt, sofern sie sichtbar ist, gelangen könne, so können wir erst dadurch, daß wir versuchen, uns mittelst des Sehens selbst über ein Gesehenes Rechenschaft zu geben, zu einer Einsicht in den Zustand gelangen, in dem sich unser sichtbares Weltbild befindet. Denn nur dieser Versuch wird uns jene oben angedeuteten Schranken zum Bewußtsein bringen, die der Entwickelung des Weltbildes nach seiner sichtbaren Seite hin entgegenstehen. Am deutlichsten wird uns dies fühlbar, wenn unabhängig von unmittelbarer sinnlicher Wahrnehmung die Vorstellung eines Gesehenen in unser Bewußtsein tritt. Die größte Anstrengung, die wir zur Concentration unserer vorstellenden Kraft aufwenden, wird uns vielleicht dazu gelangen lassen, unser Bewußtsein, welches sich auf einer beständigen ruhelosen Wanderschaft durch alle Reiche des sinnlich Wahrnehmbaren befindet, auf das Gebiet des Sichtbaren festzubannen; vielleicht werden wir es vermögen, uns dem Gaukelspiel der Associationen zu entziehen, das uns mit seiner scheinbar regellosen Willkür beherrscht, und ein einzelnes Sichtbares festzuhalten, welches unserer Macht unterthan sei. Wie unbestimmt, unvollständig, kümmerlich dann aber der Besitz an Sichtbarkeit ist, dessen wir uns bemächtigt haben, das kann Jeder an sich erfahren, der in seinem Inneren diesen Besitz nun wirklich erschauen will. Es ist ein ungeheurer Irrthum, zu meinen, daß wir von der sichtbaren Gestalt der Dinge eine nur einigermaßen reiche, zusammenhängende und entwickelte Vorstellungswelt

beſäßen; was wir als ſichtbar in unſerem ſehenden Bewußtſein wahrnehmen, ſind unzuſammenhängende Bruchſtücke, flüchtige, vorübergehende Erſcheinungen, und wir ſtehen hülflos da, wenn das Bedürfniß in uns mächtig wird, uns ein zu Sehendes ſichtbar zu vergegenwärtigen. Wie aber, wenn uns in einzelnen Augenblicken der wachen oder traumhaften Hallucination, ja wenn uns bei unmittelbarer Wahrnehmung das ſichtbare Bild eines Gegenſtandes in unzweifelhafter Gegenwart und voller Deutlichkeit vor das ſchauende Bewußtſein tritt? Kann man da von einem unentwickelten vorſtellenden Bewußtſein, von Schranken reden, welche in der menſchlichen Natur ſelbſt der Entwickelung jenes ſchauenden Wirklichkeitsbewußtſeins entgegenſtehen? Und doch, wer es vermag, ſich ſelbſt mit dem, was er ſieht, zu iſoliren, nichts anderes in ſich aufkommen zu laſſen, als das Phänomen des Sehens, ſich in das Schauen zu verſenken, wird der nicht vor dem, was ſich ſeinem Auge als Erſcheinung zeigt, gar bald wie vor einem ihm fremden, unnahbaren Räthſel ſtehen? Wird nicht, wenn ſein Bewußtſein nicht in eine gewiſſe Verdumpfung verfallen ſoll, die eine Herabſetzung aller Fähigkeiten, auch der des Sehens nach ſich zieht, das Verlangen in ihm rege werden, ſich dieſes fremde Gebild anzueignen, gleichſam erſt zu ſehen, wie es ausſieht, ſich mit ſeinen Augen Rechenſchaft über daſſelbe zu geben, es als etwas Geſehenes aus eigener erzeugender Kraft zu verwirklichen? Und wenn er ſich dann eingeſtehen muß, daß jenem Verlangen keine Fähigkeit entſpricht, durch die er daſſelbe be-

friedigen könnte, daß er trotz allen Bestrebens dem sichtbaren Phänomen der Welt um keinen Schritt näher kommt, daß ihn dasselbe so fremd anblickt wie von allem Anfang an, daß es verschwindet, sobald er den Versuch macht, es zu ergreifen: so wird er nur zu sehr der Schranken inne werden, in die er gebannt ist, wenn er sich der sichtbaren Erscheinung der Dinge sehend bewußt werden will. Nun auch wird er begreifen, was es heißen kann, wenn gesagt wird, daß es ein unsicherer und unentwickelter Besitz sei, auf den der Mensch in Betreff seiner Vorstellungen von sichtbaren Erscheinungen angewiesen bleibt.

Es liegt nahe, einen Vergleich anzustellen, worin bei irgend einem Gegenstand, den wir sowohl als einen sichtbaren, als auch als einen benannten besitzen, dieser zwiefache Besitz besteht. Hier erscheint dieser Besitz als ein wenn nicht allgemein gültiges und endgültiges, so doch als ein bestimmtes und beharrendes Gebilde, das Wort; ein Product unserer eigenen Thätigkeit, dessen Entstehung darauf hinweist, daß Vorgänge in unserem Inneren sich bis zu äußeren Bewegungen entwickelt haben. Dort vermögen wir nichts anderes zu constatiren als Vorgänge, die in unseren inneren Organen verlaufen, ohne sich so weit zu entwickeln, daß sie in eine äußere, ein bestimmtes sinnlich-wahrnehmbares Resultat hervorbringende, der Sprachbildung analoge Thätigkeit überführen. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet ist der Wirklichkeitsbesitz, der in der sprachlichen Form vorliegt, ein sehr weit entwickelter, während der Besitz an sichtbarer Wirklichkeit auf einer

verhältnißmäßig niedrigen Stufe der Entwickelung verharrt. Und wenn wir den Umstand bedenken, daß die Vorgänge, an die eine sinnliche Wahrnehmung wie das Sehen gebunden ist, wenn auch von einem äußeren Reiz angeregt, doch in uns entstehen und vergehen, ohne gleichsam die Oberfläche unseres Körpers erreicht zu haben, so wird es begreiflich, daß wir, sobald wir die sichtbare Wirklichkeit in ihrem eigenen Wesen fassen wollen, vergebens nach einem festen, dem Worte gleichen Gefüge suchen, und nur ein loses, immer entstehendes und immer vergehendes, halt- und zusammenhangsloses Material ergreifen.

4.

Was wir, dem besonderen Zwecke dieser Untersuchungen gemäß, in Betreff der Vorstellungen, die dem Gebiete des Gesichtssinnes angehören, näher ausgeführt haben, das gilt für alle Sinnesgebiete. Gerade das Dasein desjenigen, was in bestimmter, gegebener Form uns gegenüberzustehen scheint, das sinnlich Vorhandene, ist an Vorgänge in unserem Bewußtsein gebunden, die weit davon entfernt sind, dieses sinnlich Vorhandene seiner sinnlich wahrnehmbaren, vorstellbaren Natur nach zu einigermaßen bestimmten Formen und Gestalten entwickelt darzustellen. Jeder Versuch, uns irgend eines Dinges, welches wir als Bezeichnung, als Name besitzen, nun auch seinem sinnlich wahrnehmbaren Sein nach, als Sinnesobject in einer nachweisbar sinnlich vorhandenen Form zu vergewissern, muß uns die Unfähigkeit zum Bewußtsein bringen, in der wir uns nach dieser Richtung hin befinden. Es muß uns daher die Ueberlegung nahe treten, ob in den Fähigkeiten der menschlichen Natur überhaupt die Möglichkeit gegeben ist, den sinnlichen Besitz aus dem mangelhaften Zustande, in dem er sich im Allgemeinen befindet, zu bestimmteren Daseinsformen zu entwickeln.

Wir müssen nun hier die verschiedenen Sinnesgebiete trennen. Wie sehr der Mensch darauf angewiesen ist, den einzelnen Sinn zu isoliren, um nur überhaupt zu einer intensiveren Empfindung, zu einer deutlicheren Wahrnehmung zu gelangen, haben wir oben schon erwähnt. Es ist aber kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß auf allen Sinnesgebieten analoge Entwickelungsvorgänge möglich seien, und in der That zeigt die Erfahrung, daß dies nicht der Fall ist.

Eine frühere Betrachtungsweise stellte die verschiedenen Sinne als unter sich wesentlich verschieden und wesentlich gleichgestellt neben einander. Heutzutage unterscheidet man zwischen niederen und höheren Sinnen und sieht in diesen ein höheres Entwickelungsstadium jener. Indem man den Tastsinn mit Gehör und Gesicht vergleicht, faßt man das Verhältniß so auf, als ob ein im Tastsinn vorhandenes allgemeines sinnliches Wahrnehmungs- und Anschauungsvermögen in jenen höheren Sinnen differenzirt und specialisirt auftrete. Man ermißt damit aber noch nicht die ganze Tragweite der Entwickelung, die dem sinnlichen Vermögen der menschlichen Natur durch jene höheren oder Specialsinne zu theil werden kann. Wir vergleichen hier nur den Tastsinn mit dem Gesichtssinn. Im Allgemeinen wird freilich das Wirklichkeitsmaterial, welches dem Tastsinn, und dasjenige, welches dem Gesichtssinn sein Dasein verdankt, auf gleicher Entwickelungsstufe verharren; es sind in beiden Fällen Vorgänge, die in unser Bewußtsein treten, ohne zu einem bestimmten gestalteten Ausdruck

ihrer selbst zu kommen und in demselben von uns festgehalten werden zu können. Der Unterschied besteht aber darin, daß auf dem Gebiet des Tastsinns eine Möglichkeit zu einer weiteren Entwickelung des durch denselben gegebenen Wirklichkeitsmateriales nicht vorhanden ist, während sich für das, was der Gesichtssinn liefert, wie wir sehen werden, die Aussicht eröffnet, zu einer in dem sinnlichen Stoff selbst sich darstellenden Ausdrucksform zu gelangen. Der Tastsinn liefert uns Empfindungen und Wahrnehmungen, er verfügt aber über keinerlei Mittel, durch die in einem Product ein Seiendes als ein Tastbares gestaltet, eine Tastvorstellung als solche realisirt werden könnte. Wenn wir von Widerstand, von Härte, Weichheit, Glätte, Rauhheit u. s. w. sprechen, wenn wir den Tastorganen die Wahrnehmung von Formen verdanken, die wir mit eben, gebogen, kugelförmig u. s. w. bezeichnen, so meinen wir unzweifelhaft, in diesen Bezeichnungen den Ausdruck von Vorstellungen zu besitzen, die sich aus den Daten gebildet haben, die vom Tastsinn geliefert werden. Was wir aber thatsächlich in diesen Bezeichnungen besitzen, sind eben keine Tastvorstellungen, sondern Sprachvorstellungen. Gerade weil wir uns in der Unmöglichkeit befinden, aus den von dem Tastsinn gelieferten Empfindungs- und Wahrnehmungsmaterial etwas zu gestalten, was, selbst wiederum nur für den Tastsinn vorhanden, eine Tastvorstellung genannt werden könnte, gerade um dieser Unmöglichkeit willen sehen wir uns durch das Bedürfniß, uns aus dem Zustande bloßer Empfindungs- und Wahrnehmungsvorgänge

zu erheben, genöthigt, das Gebiet des Tastsinnes zu verlassen und uns auf das Gebiet der Sprach- und Begriffsbildung zu begeben. Es ist klar, daß durch die Bildung von Begriffen, mit denen wir ein durch den Tastsinn Wahrnehmbares bezeichnen, an den Zuständen, auf denen überhaupt unsere Wahrnehmung von Tastbarem beruht, keine Veränderung stattfindet. Sobald wir uns von dem Vorurtheil frei machen, daß es eine Vorstellung des Tastsinnes sei, welche sich als Wort, als Begriff darstelle, so werden wir inne werden, daß wir auf dem eigenen Gebiet des Tastsinnes nach wie vor nichts anderes besitzen, als was eben der Tastsinn liefern kann, Empfindungen und Wahrnehmungen, aber keine Ausdrucksform, in der sich das Vorhandensein von gestalteten Tastvorstellungen nachweisen ließe. Nehmen wir irgend ein Wort, welches uns als Ausdruck von etwas dient, was uns gar nicht zum Bewußtsein kommen könnte, wenn wir nicht die Fähigkeit der Tastempfindung besäßen, prüfen wir, was nun eigentlich in dem Worte, welches ja selbst kein Gegenstand des Tastsinns sein kann, an dem Gebiet des Tastsinnes zugehörigem Stoff vorhanden ist, so finden wir durchaus nichts anderes als ziemlich undeutliche und schwache Reminiscenzen an Tastempfindungen und Tastwahrnehmungen, die sich mit dem Wort in wechselnder und willkürlicher Weise associiren. Wie weit man davon entfernt ist, in der sprachlichen Bezeichnung eine Tastvorstellung realisiren zu können, zeigt sich darin, daß in ihr die unmittelbare sinnliche Gewißheit der Tastbarkeit anstatt gesteigert und entwickelt, abge-

chwächt und in unſerem Bewußtſein zurückgedrängt erſcheint.

Es iſt ſchon erwähnt, daß es ſich in der Regel mit dem Wirklichkeitsmaterial, welches der Geſichtsſinn liefert, nicht anders verhält. Auch hier erſcheint uns ein Gegenſtand, der in ſeiner ſprachlichen Form unſerem Bewußtſein angehört, ſeiner ſinnlichen Natur nach nicht als das vorhandene feſte Vorſtellungsgebilde, welches durch den ſprachlichen Ausdruck ſeine Bezeichnung fände, ſondern in mehr oder minder unbeſtimmten und flüchtigen Empfindungs- und Wahrnehmungsvorgängen, die ſich neben mancherlei anderen in der Aſſociationsſphäre der ſprachlichen Wirklichkeit vorfinden. Der gewaltige Unterſchied aber, der zwiſchen dem Taſtſinn und dem Geſichtsſinn beſteht, der ungeheure Fortſchritt, den das ſinnliche Vermögen macht, indem es ſich von dem Taſtſinn zum Geſichtsſinn entwickelt, liegt darin, daß hier die Möglichkeit erſcheint, den ſinnlichen Wirklichkeitsſtoff zu einem Ausdruck ſeiner ſelbſt zu entwickeln. Es iſt, als ob das ſinnliche Vermögen, welches als Taſtſinn gleichſam noch in den Banden der Sprachloſigkeit befangen erſcheint, da, wo es in der höheren Entwickelungsform des Geſichtsſinns auftritt, die Fähigkeit erhalten habe, ſich ſelbſt auszuſprechen.

Wie aber iſt das möglich?

Wenn ein neuerer Sprachforſcher ſagt: „Es iſt möglich, ohne Sprache zu ſehen, wahrzunehmen, die Dinge anzuſtarren, über ſie zu träumen; aber ohne Worte können ſelbſt ſo einfache Vorſtellungen wie weiß

oder ſchwarz nicht einen Augenblick realiſirt werden" —: ſo findet in dieſen Worten eine ziemlich allgemein verbreitete Einſicht mit einem ebenſo allgemein verbreiteten Irrthum ihren deutlichen Ausdruck. Man begreift wohl, daß der gewöhnliche Gebrauch des Geſichtsſinnes, wie er zu den praktiſchen Zwecken des Lebens, zu den theoretiſchen Zwecken des Erkennens geübt wird, zur Realiſirung von Geſichtsvorſtellungen nicht führen kann. Man täuſcht ſich aber darüber, daß es gar nicht in der Fähigkeit der Sprache liegt, hier aushelfend einzutreten; man überſieht, daß trotz aller Sprache, trotz aller Herrſchaft, welche das in dem ſprachlichen Material ſich entwickelnde Bewußtſein über die Wirklichkeit erlangt, daß trotz alledem das durch den Geſichtsſinn ſich entwickelnde Wirklichkeitsmaterial ganz in demſelben Zuſtande bleibt, als ob keine Sprache, kein begriffliches Denken, kein erkennendes Bewußtſein vorhanden wäre. Es iſt klar, daß, wenn es überhaupt möglich ſein ſoll, die Exiſtenz einer ſichtbaren Gegenſtändlichkeit in Produkten einer bewußten Thätigkeit zu realiſiren, dies eben nur durch eine Thätigkeit geſchehen kann, welche ſich unmittelbar als eine Weiterentwickelung desjenigen ſinnlich thätigen Vorgangs darſtellt, dem nur überhaupt die Thatſache, daß eine Sichtbarkeit exiſtirt, verdankt wird. Und eine ſolche Thätigkeit findet ſich in der That unter den mannichfaltigen Lebensäußerungen, zu denen ſich die menſchliche Natur entwickelt. Wenn wir an uns ſelbſt oder an Anderen Geberden wahrnehmen, die dem Auge ein Sichtbares darzuſtellen ſuchen, wenn wir uns vergegenwärtigen,

daß der Menſch zeichnend, malend, bildend in mehr oder minder vollkommener Weiſe etwas hervorbringt, was ausſchließlich für die Wahrnehmung durch den Geſichtsſinn beſtimmt iſt — wie ſollen wir dieſe ſonderbare Thatſache deuten? Wohl pflegt man ſich damit abzufinden, daß man dieſe Thätigkeit auf gewiſſe dem Menſchen angeborene Triebe, wie Nachahmungstrieb oder Spieltrieb zurückführt; man überſieht aber dabei, daß man damit wohl eine Meinung darüber ausſpricht, aus welchen Gründen und zu welchen Zwecken eine vorhandene Fähigkeit zur Anwendung kommen könne, daß man aber keineswegs damit erklärt, wieſo es dem Menſchen möglich ſei, eine ſolche Thätigkeit überhaupt aus ſich heraus zu entwickeln. Es handelt ſich in der That nicht darum, wozu der Menſch die Fähigkeit anwendet, durch Geberden, durch die Manipulationen des Zeichnens und Bildens etwas nur um ſeiner Sichtbarkeit willen darzuſtellen. Das eigentliche Wunder, um das es ſich handelt, beſteht darin, daß der Menſch auf einem beſtimmten Gebiet ſeiner ſinnlichen Natur die Fähigkeit erlangt, in einem ſinnlichen Material ſelbſt zu einem Ausdruck zu gelangen.

Wie wenig man den eigentlich wichtigen Punkt trifft, indem man jene darſtellenden Thätigkeiten auf das Bedürfniß zurückführt, einen Trieb zu befriedigen, erhellt, wenn man ſich fragt, warum denn derſelbe Trieb nicht auch auf anderen Sinnesgebieten ſich geltend macht. Man erkennt dann ſofort, daß das, was auf dem Gebiete des Geſichtsſinnes möglich wird, auf einem Sinnesgebiete wie dem

des Taſtens, nicht möglich iſt, und wird dann ganz natürlich auf die Frage kommen, nicht, was jene Fähigkeiten für eine Bedeutung in Betreff eines durch ſie zu befriedigenden allgemeinen Triebes beſitzen, ſondern, welchen Werth ſie für das Sinnesgebiet ſelbſt haben, auf dem ſie ſich zeigen. Man muß bedenken, daß man die Sinnesqualität, die durch einen Sinn wie den Taſtſinn vermittelt worden iſt, von den Gegenſtänden nicht trennen kann, an denen ſie erſcheint; daß man hingegen durch den Geſichtsſinn eine Art Wirklichkeitsmaterial erhält, welches man zum Gegenſtand einer ſelbſtſtändigen, von den anderen Sinnesqualitäten, die in einem Gegenſtande zuſammentreffen, unabhängigen Darſtellung machen kann. Vergegenwärtigen wir uns den einfachſten Gegenſtand, der ſowohl Object unſeres Taſtſinnes als auch unſeres Geſichtsſinnes iſt: wollten wir das, was wir die Taſtvorſtellung an dem Gegenſtand nennen, darſtellen, wie vermöchten wir dies anders zu thun, als indem wir den Gegenſtand ſelbſt wiederholten, um durch die Wiederholung dieſelben Taſtvorſtellungen hervorzurufen, die wir dem urſprünglichen Gegenſtand verdankten? Wir gelangen dabei nicht um einen Schritt weiter: wir beſitzen gar kein Mittel, um uns einer Taſtvorſtellung unmittelbar zu bemächtigen; nur indirekt können wir ſie wieder hervorzurufen ſuchen, und das, was wir dadurch erreichen, kommt im beſten Falle dem gleich, was wir urſprünglich an taſtbarer Wirklichkeit in unſerem wahrnehmenden Bewußtſein beſaßen. Das, was ſich auf dem Gebiet des Taſtſinnes als unmöglich erweiſt,

das erscheint nun plötzlich auf dem Gebiet des Gesichtssinnes möglich. Von demselben Gegenstand, von dem wir seine Tastbarkeit nicht trennen konnten, vermögen wir seine Sichtbarkeit als etwas Selbstständiges gleichsam loszulösen. Wir bedürfen keiner indirekten Mittel, um einen Gegenstand als einen sichtbaren unserem Bewußtsein vorzuführen. Indem wir auch nur einen unbeholfenen Umriß ziehen, thun wir etwas für den Gesichtssinn, was wir für den Tastsinn nie zu thun vermögen; wir schaffen etwas, was uns die Sichtbarkeit des Gegenstandes darstellt, und indem wir dies thun, bringen wir etwas Neues, etwas Anderes hervor, als was vorher den Besitz unserer Gesichtsvorstellung ausmachte. Diese einfache Thatsache muß uns zum Nachdenken darüber anregen, was denn diese Fähigkeit zur sichtbaren Darstellung eines Sichtbaren für die Entwickelung der Vorgänge, die auf dem Sinnesgebiet des Auges stattfinden, für eine Bedeutung habe. Jene Frage nach einem dem Menschen angeborenen Bedürfniß, nach einem Trieb als dem Motiv, welches diese nun einmal als gegeben hingenommene Fähigkeit in Bewegung setze, muß uns sehr untergeordnet und unwichtig erscheinen, gegenüber der Frage, was denn überhaupt auf dem Gebiet des Gesichtssinnes vorgehe, indem sich auf demselben eine Thätigkeit entwickele, für die wir auf gewissen anderen Sinnesgebieten Analoges durchaus nicht wahrnehmen können. Wohl ist ein Sinnesgebiet von dem anderen geschieden durch die besondere Art der Wirklichkeit, die es dem Bewußtsein zuführt; größer aber muß uns die Kluft erscheinen, die

ein Sinnesgebiet von dem anderen trennt, wenn wir den größeren oder geringeren Reichthum an Entwickelungsformen bedenken, zu denen dasjenige Wirklichkeitsmaterial gelangen kann, welches dem einen oder dem anderen Sinn entspringt; wenn wir es uns zum Bewußtsein bringen, was es heißen soll, daß auf dem einen Sinnesgebiet keinerlei Uebergang möglich ist von den inneren Vorgängen des Empfindens, Wahrnehmens, Vorstellens zu den äußeren Thätigkeiten sinnlichen Darstellens, Erfassens und Gestaltens, während auf dem anderen Sinnesgebiet dieser Uebergang sich beständig vollzieht und zur Entstehung von sehr complicirten und weitgehenden Vorgängen führen kann. Dies ist der eigentliche Punkt, auf dessen Deutung und Erklärung es ankommt, nicht um uns darüber zu belehren, wozu jene darstellenden Fähigkeiten verwendet werden können und sollen, sondern um uns nur überhaupt das Vorhandensein jener Fähigkeiten nicht mehr als ein unbegreifliches Wunder erscheinen zu lassen.

Vermögen wir es, uns in den Zustand zu versetzen, wo uns Wirklichkeit einzig und allein als etwas erscheint, was gesehen werden kann, rufen wir gleichsam unser Bewußtsein von allen den Punkten zurück, an denen es in ununterbrochenem Wechsel thätig zu sein pflegt, und concentriren wir seine ganze Kraft im Sehorgan, so befinden wir uns, ob wir uns nun unmittelbar wahrnehmend oder Wahrgenommenes reproducirend verhalten, einer Wirklichkeit von Dingen gegenüber, welche uns ihr buntes Spiel gleichsam nur von fern zeigen, ohne uns eine thätige An-

näherung zu gestatten. Es ist schon erwähnt, daß jeder Versuch, uns dieser Wirklichkeit denkend, erkennend oder auch nur fühlend zu bemächtigen, die Sichtbarkeit derselben sofort vernichtet. Halten wir die Sichtbarkeit fest, so sehen wir bei der unmittelbaren Wahrnehmung unser Bewußtsein in einen Zustand dumpfer Contemplation verfallen, bei dem erinnernden, Sichtbares reproducirenden Verhalten befinden wir uns vor einem Chaos von kommenden und gehenden, auftauchenden und verschwindenden Erscheinungen, von Gebilden, die sich zusammenschließen, um im nächsten Augenblick in Trümmer auseinanderzufallen, von Bruchstücken, die wirr und regellos in ununterbrochenem, willkürlichem Wechsel sich trennen und sich verbinden. Indem wir die Erfahrung machen, daß uns ein gleichsam nur aufnehmendes Verhalten unseres Sinnesorganes, ein passives uns Hingeben an die Association der Gesichtsbilder immer tiefer in jene Dumpfheit und Verworrenheit verstrickt, werden wir uns ganz unmittelbar bewußt, daß nur ein thätiges Verhalten zu einer weiteren Entwickelung unserer Vorstellungen von einer sichtbaren Wirklichkeit führen kann. Es muß uns nun wie eine Erlösung erscheinen, wenn wir die Möglichkeit in uns entdecken, auf dem Gebiete des Gesichtssinnes etwas zu thun, was uns auf anderen Sinnesgebieten versagt ist: das, was das Auge dem Bewußtsein liefert, für das Auge zu realisiren. Wir betreten damit ein Gebiet äußerer Thätigkeit, welches nunmehr nicht jenen inneren Vorgängen, in denen sich das Leben des Gesichtssinnes abspielt, gegen-

übertritt, sondern sich unmittelbar an diese Vorgänge anschließt, sich als eine auf das Gebiet äußeren Thuns verlegte Fortsetzung derselben darstellt. Indem wir durch irgend etwas, was der unmittelbaren Wahrnehmung des Auges oder dem vorstellenden Bewußtsein erscheint, auch nur zu einer Geberde veranlaßt werden, welche ein zu Sehendes andeuten soll, so ist es einzig und allein der Gesichtssinn, der sich hier wirksam erweist, der, wie er zunächst die Empfindungen und Wahrnehmungen eines Sichtbaren liefert, nun auch den äußeren Mechanismus des menschlichen Körpers in Bewegung setzt, um das, wozu ihm bis dahin nur innere Vorgänge zu Gebote standen, dadurch zu einer neuen und weiteren Entwickelung zu bringen, daß er nun auch die Ausdrucksfähigkeit der menschlichen Natur seinen Zwecken dienstbar macht. Es ist ein und derselbe Vorgang, der, mit Empfindungen und Wahrnehmungen beginnend, sich schließlich in Ausdrucksbewegungen entfaltet, und man muß sich durchaus von der Auffassung losmachen, als ob zwei verschiedene Vorgänge statt hätten, der eine, der mit der Entwickelung von Gesichtsvorstellungen schlösse, der andere, der mit dem Versuch, die innerlich vorhandenen Vorstellungen äußerlich nachzubilden, anfinge.

Es ist nicht zu leugnen, daß jene verbreitete Auffassung, die in allen Bemühungen des Menschen, Sichtbares äußerlich darzustellen, nichts anderes erblickt, als relativ unvollkommene Versuche, etwas nachzubilden, was in vollkommenster Weise dem schauenden Bewußtsein mühelos zu theil

wird, den Schein für sich hat. Denn wie ließe sich ein so unvollkommenes Gebilde, wie eine Geberde oder der stümperhafte Anfang einer bildlichen Darstellung, mit der sichtbaren Erscheinung eines Dinges vergleichen, wie sie sich unserem Auge oder auch nur unserer Erinnerung darbietet? Muß hier nicht vielmehr von einem Rückschritt, als von einem Fortschritt geredet werden? Man verwickelt sich dabei aber nicht weniger in einen Widerspruch, als dies diejenigen thun, die die Sprache dem Denken gegenüberstellen und annehmen, daß dieses durch jene in mehr oder minder vollkommener Weise zum Ausdruck gelange; wollen sie dieses Denken nachweisen, so vermögen sie dies eben auch nur wieder durch die Sprache, und müssen sich davon überzeugen, daß von einer Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung zwischen Denken und Sprache als zwischen zwei von einander unabhängigen Dingen nicht die Rede sein könne, daß vielmehr in der Sprache eine Entwickelungsform des Denkens selbst vorliege. Nicht anders verhält es sich hier; auch hier handelt es sich nicht um ein Vorbild und ein Nachbild; denn wollte man um des Vergleiches willen das Vorbild nachweisen, so fände man sich auf die Mittel des sogenannten Nachbildens angewiesen; dieselben Mittel also, die angeblich einer Nachbildung dienen, müßten selbst erst dasjenige hervorbringen, was sie doch nachzuahmen berufen sein sollen. Der geheime Sinn dessen, was vorgeht, indem sich das innere Geschehen, welches unser Bewußtsein von sichtbaren Dingen bildet, gleichsam verbreitet auf die Ausdrucksorgane und etwas

hervorbringt, was wiederum nur von dem Gesichtssinn wahrgenommen werden kann, ist ein ganz anderer, tieferer und weittragenderer, als der einer müßigen und unvollkommenen Nachahmung von etwas bereits Vorhandenem. Selbst in der den Augenblick ihrer Entstehung nicht überlebenden Geberde, in den elementarsten Versuchen einer bildnerisch darstellenden Thätigkeit thut die Hand nicht etwas, was das Auge schon gethan hätte; es entsteht vielmehr etwas Neues, und die Hand nimmt die Weiterentwickelung dessen, was das Auge thut, gerade an dem Punkte auf und führt sie fort, wo das Auge selbst am Ende seines Thuns angelangt ist. Wären dem Menschen jene Ausdrucksmittel für das, was ihm durch den Gesichtssinn als ein Sichtbares erscheint, nicht gegeben, so würde er freilich nicht auf den Gedanken kommen können, daß an der Entwickelung der Vorstellungen des Gesichtssinnes noch andere Organe seines Körpers betheiligt sein könnten, als das Auge. Indem er aber auch nur eine Linie zieht, ja indem er nur eine Geberde macht, die etwas darstellen soll, was das Auge wahrgenommen hat, wird er, wenn er sichs recht überlegt, einsehen, daß er damit für seine Gesichtsvorstellung etwas thut, wozu das Auge, das spezielle Organ des Gesichtssinns, aus eigener Kraft unvermögend ist. Die Leistung der Hand mag ihm im Vergleich zu der wunderbaren Leistung des Auges mangelhaft erscheinen; und doch, sobald er bedenkt, daß das Auge das, was es im zartesten, vergänglichsten Empfindungsstoff jeden Augenblick neu hervorzaubert, nicht zu einem realisirten Besitz

des Bewußtseins zu gestalten vermag, so wird er selbst in den unbeholfensten Versuchen bildlicher Darstellung etwas anerkennen, was über die Wahrnehmung des Auges hinausgeht. Wenn ihn das Auge all der Herrlichkeit gegenüber, in die es ihn mit einem Schlage versetzt, doch schließlich im Stiche läßt, wenn er auf ein stumpfes Hinstarren angewiesen bleibt, und das, was er durch das Auge empfängt, nur dadurch für die Entwickelung seines Bewußtseins nutzbar machen kann, daß er es in ein anderes Material, das der Sprache, umsetzt: so zeigt ihm die Fähigkeit, die er in sich vorfindet, das, was er sieht, zum Gegenstand des bildenden Darstellens zu machen, den Weg, auf welchem seinem durch die Thätigkeit des Auges erweckten Bewußtsein eines sichtbaren Seins eine fortschreitende Entwickelung auf der eigenen Bahn möglich ist. Auch wird er sich dessen ganz unmittelbar bewußt, daß in jenen anfänglichsten Aeußerungen der Darstellung eines Sichtbaren ein Vorgang, der sonst auf bestimmte Theile des menschlichen Organismus beschränkt bleibt, zum Behuf seiner eigenen Entfaltung in diesem Organismus mehr und mehr um sich greift, und schließlich zu einem äußerlich wahrnehmbaren Bewegungsvorgang wird; daß ein innerer Vorgang, um sich an das Tageslicht hervordrängen zu können, sich zu einem äußerlichen Thun entwickeln muß. Irgend ein Nebengedanke von abbildender, nachahmender Thätigkeit wird in jenen ursprünglichsten Versuchen, ein Sichtbares sichtbar zur Darstellung zu bringen, durchaus nicht vorhanden sein. Diese Auffassung

des Vorganges entsteht erst, wenn es, wie bei den entwickelten Producten der bildnerischen Thätigkeit, schwieriger wird, an einem complicirten Resultat den Nachweis zu führen, daß es im Grunde auf demselben Vorgang beruht, der in jenen ersten Anfängen sichtbaren Darstellens so offen zu Tage liegt. Man hilft sich dann mit einem Worte wie Nachahmung, welches doch aufhört, einen vernünftigen Sinn zu haben, sobald man dem Vorgange ernstlich nachdenkt, der sich vollziehen muß, damit jenes complicirte Resultat entstehen könne.

Muß man sich nun auch sagen, daß das, was die Hand zu thun vermag, indem sie die Arbeit des Auges darstellend, bildend aufnimmt, unendlich mühsam, unbeholfen, stümperhaft erscheint im Vergleich zu der müheloſen und doch so wunderbaren Thätigkeit des Auges, die in jedem Augenblick eine ganze Welt von Bildern vor das Bewußtsein zaubert, so muß man sich doch zugleich eingestehen, daß man mit dem schüchternsten kindlichsten Versuch bildlicher Darstellung am Anfang einer Thätigkeit steht, durch die es ganz allein möglich ist, aus den Wahrnehmungsbildern des Auges Vorstellungen in dem Sinne zu entwickeln, daß dieselben zu realisirten, in sinnlich nachweisbarer Form vorhandenen Bestandtheilen des Bewußtseins werden. Zugleich begreift man, daß man vor unendlichen, nicht vor endlichen Processen steht, wenn man sich denjenigen Inhalt unseres Geisteslebens vergegenwärtigt, welcher unmittelbar aus dem Vorhandensein des Gesichtssinnes entspringt; man erkennt, daß, so wie die An-

fänge alles Wahrnehmens und Vorstellens von Sichtbarem aus dem Dunkel eines vor allem Bewußtsein liegenden Geisteslebens auftauchen, so das Ende, der Abschluß dieser vorstellenden Thätigkeit, sich in den unabsehbaren Möglichkeiten der darstellenden Thätigkeit verbirgt.

Indessen, wenn man sich diesen Consequenzen auch nicht entziehen kann, so wird man doch leicht durch die Frage beirrt werden, wieso durch eine mechanische Thätigkeit das solle geleistet werden können, wozu sich ein rein geistiges Thun als unzulänglich erwiesen hat. Hier nun muß wieder und wieder daran erinnert werden, daß es auf einer groben Selbsttäuschung beruht, wenn der Mensch meint, das geistige Thun und Dasein, was er in sich wahrnimmt, mehr und mehr von der Gemeinschaft eines leiblichen Geschehens befreien zu können. Es ist bereits erwähnt worden, daß die Entwickelung einer sogenannten geistigen Thätigkeit, sofern sie auf einer Abwendung von jeder körperlichen Thätigkeit beruhen soll, gar nicht stattfinden könne, daß vielmehr die Entwickelung eines geistigen Thuns immer zugleich die Entwickelung eines körperlichen Thuns sein müsse. Es ist ein verhängnißvolles Mißverständniß, ein geistiges Geschehen von einem körperlichen Geschehen getrennt zu denken, und das Verhältniß zwischen beiden so aufzufassen, als ob es in der Macht jenes stände, dieses in seinen Dienst zunehmen, oder auch sich seiner zu enthalten. Dann freilich wird man nicht begreifen können, wieso ein Geschehen, welches sich, wie jeder bildnerische Vorgang, zunächst als eine körperliche Manipulation darstellt, als die Weiterent-

wickelung eines Geschehens solle angesehen werden, welches, wie alles Schauen und Vorstellen, zunächst als ein geistiger Vorgang auftritt. Erst wenn man begriffen hat, daß jene körperliche Manipulation als die unmittelbare Weiterentwickelung desjenigen leiblichen Geschehens aufgefaßt werden kann, welches bei den Vorgängen des Schauens und Vorstellens nachweisbar ist, oder wenigstens vorausgesetzt werden muß, wird man zu der Einsicht gelangen, daß in dieser Entwickelung des leiblichen Geschehens auch eine Entwickelung des geistigen Geschehens enthalten ist. Nicht in der Emancipation sogenannten geistigen Thuns von leiblichem kann irgend ein Fortschritt vor sich gehen, vielmehr lediglich und ausschließlich durch die Entwickelung sinnlich-körperlicher Thätigkeit zu immer greifbarerem Vorhandensein, zu immer steigender Bestimmtheit und Deutlichkeit. In der Sprache liegt dies für eine bestimmte Bethätigungsart der menschlichen Natur offen genug zu Tage; nicht anders aber kann es sich verhalten, wo es sich um die Entwickelung von Gesichtsvorstellungen handelt; nicht gleichsam außerkörperlich kann dieselbe vor sich gehen, vielmehr kann sie nur in der Entwickelung von körperlichen Bethätigungen enthalten sein. Während wir meinten, daß jene mechanische Thätigkeit des Bildens von einem geistigen Proceß des Vorstellens abhängig sei, begreifen wir nun, daß jede Möglichkeit eines Fortschrittes in der Entwickelung der Vorstellungen abhängig ist von jener mechanischen Thätigkeit.

5.

Erblickt man in der bildenden, darstellenden Thätigkeit des Künstlers nichts anderes als die Entwickelung des Sehprocesses, so sieht man für das Wirklichkeitsbewußtsein des Menschen ein besonderes eigenthümliches Gebiet eröffnet. Hier aber muß vor allem einem landläufigen Irrthum entgegengetreten werden. Durch die Pflege einer sogenannten anschaulichen Beziehung zu den Dingen soll man, so hört man oft sagen, in das Verhältniß eingeführt werden, in das sich der Künstler zur Natur setzt. Es ist gewiß ein billiges Verlangen, daß der Mensch von seinen Augen einen ausgiebigen Gebrauch mache, umsomehr wo es gilt, die sichtbare Seite der Dinge gegenüber einer gewohnheitsmäßigen allzugeringen Werthschätzung zu Ehren zu bringen. Nur täuscht man sich über das, was man dadurch erreicht. Es tritt als Folge eines überhandnehmenden Hindrängens nach Pflege der Gesichtswahrnehmungen in der Regel von zwei Fällen einer ein: entweder ist es die Betheiligung des Auges an dem gesammten in so mannichfachen Aeußerungsformen sich darstellenden Leben des Individuums, die eine Steigerung erfährt, oder

die um ihrer selbst willen geübte Thätigkeit des Auges gewinnt so an Intensität, daß sie alle übrigen Interessen, denen sie sonst dienstbar ist, zurückdrängt und sich wenigstens vorübergehend unter allen jenen Möglichkeiten, nach denen die menschliche Natur sich ausleben kann, allein behauptet.

Was jenen ersten Fall anlangt, so kann unzweifelhaft das Maß der Betheiligung, welches dem Gesichtssinn an allen den Thätigkeiten vergönnt wird, an denen er überhaupt theilhaben kann, ein sehr verschiedenes sein; und es ist keineswegs die mehr oder minder gute Beschaffenheit des Sehorgans, durch welche jenes Maß bestimmt wird. Es giebt genug Sehende, die nicht anders durch die Welt gehen, als ob sie mit Blindheit geschlagen wären, und gewisse Denkweisen sind nicht anders zu erklären, als daß ihre Urheber das Zeugniß der Augen nur in sehr unvollkommener und nebensächlicher Weise herangezogen haben. Daß in solchem Falle eine künstlerische Disposition nicht vorhanden ist, kann nicht Wunder nehmen. Anders ist es, wo die Forderung des Sinnenzeugnisses auf den verschiedenen Gebieten geistiger Thätigkeit eine ebenso allgemeine wie strenge ist, wo der Einzelne von Jugend auf angeleitet wird, sich bei allem, was er denkend und erkennend sich anzueignen strebt, Rechenschaft zu geben über die Zustimmung oder den Widerspruch, der von dem Augenschein ausgehen könnte. Hier sollte man meinen, daß einem so geschulten Geist der Zugang offen stehen müßte zu dem Verständniß einer Thätigkeit, welche, wie die bildende

Kunst, so ganz auf dem Gebrauch des Sehorgans beruht. Die Erfahrung spricht dagegen. Die geistige Richtung, die die Leistung der Sinne zu so hohem Ansehen gebracht hat, erweist sich nutzlos, wo es sich um das eigentliche Gebiet sinnlicher Leistung, um die Kunst, handelt. Gerade diejenige exacte wissenschaftliche Beschäftigung mit der Natur, die es ununterbrochen mit der sichtbaren Seite der Dinge zu thun hat, pflegt den Einzelnen am unfähigsten zu machen, den besonderen Werth der Beziehung einzusehen, in der der Künstler sich zur Natur befindet. So auffallend dies scheinen mag, so ist es im Grunde nur zu erklärlich. Die wissenschaftliche Thätigkeit läuft nicht auf ein Sehen, sondern auf ein Wissen hinaus; der Gewinn, der dadurch erzielt wird, daß dem Auge eine wesentliche Mitarbeit zugetheilt wird, kommt nicht dem Sehen, sondern dem Wissen zu gute; das, was man auf Grund der Gesichtswahrnehmung in seinen Besitz bringt, ist kein Gesehenes und zu Sehendes, sondern ein Gewußtes und zu Wissendes. Nun ergiebt sich aus dem früher Gesagten, daß man einer Täuschung unterliegt, indem man meint, in dem auf dem Augenschein beruhenden und durch den Augenschein zu controlirenden Wissen die Dinge ihrer gesammten Sichtbarkeit nach mit zu besitzen. So kommt es, daß das geistige Interesse von der einzigen Thätigkeit, durch die das von den Augen gelieferte Material zum Sichtbarkeitsbesitz entwickelt und gestaltet werden kann, um so mehr abgelenkt wird, in je umfassenderer Weise sich das Auge an der Entwickelung und dem Aufbau der begrifflichen Welt be-

theiligt. Durch die in so vielen Zweigen des Wissens gesteigerte Beobachtung des sichtbaren Thatbestandes wird eine große Sicherheit in der Kenntniß der äußeren Gestalt der Dinge, und zugleich die Meinung erzeugt, man erhalte durch diese Sicherheit das Recht, über Vollkommenheit oder Unvollkommenheit der sogenannten künstlerischen Wiedergabe der Natur zu urtheilen. Und doch kann diese Kenntniß immer nur wieder einen Maßstab für eine Kenntniß abgeben, vermag aber nicht einen Standpunkt der Beurtheilung für eine Leistung zu begründen, bei der es sich gar nicht mehr um Kenntniß handelt. Das Kunstwerk wird unwillkürlich mit demselben wissenschaftlichen Interesse betrachtet, wie das Naturding; man meint ihm gerecht werden zu können, wenn man das in ihm wieder zu finden sucht, was man als sichtbar in der Natur vorhanden benennen und constatiren kann, und begreift nicht, daß das Sehen im Sinne des Künstlers erst da aufängt, wo alle Möglichkeit des Benennens und Constatirens im wissenschaftlichen Sinne aufhört.

Betrachten wir nun aber den anderen Fall, die Steigerung der Thätigkeit des Auges zu keinem außerhalb des eigentlichen Sehgebietes liegenden Zweck, vielmehr um ihrer selbst willen, so müßte man meinen, daß hier ein unmittelbarer zur Kunst führender Weg geebnet wäre. Auch hierin täuscht man sich. Je nach individueller Anlage entwickelt sich diese anschauliche Beziehung zu Natur und Leben bald zu einem mehr oder minder reichen Beobachtungsverhältniß, verbunden mit einer gesteigerten Em-

pfänglichkeit für alle die Reize des Eigenthümlichen, Anmuthigen, Schönen, die einem offenen Auge überall begegnen, bald zu einer sentimentalen Annäherung an die Natur, die in Gefühlserlebnissen und Stimmungen ausläuft. Beides hat mit dem künstlerischen Interesse an der Natur noch nichts zu thun; keines von beiden führt über die Natur hinaus. Jenes oberflächliche, in der Beobachtung sich erschöpfende Bedürfniß thut sich im Grunde an dem, was ihm Natur und Leben bietet, Genüge, und vermag der Kunst gegenüber nicht über die kindische Freude an der Wiederholung dessen hinauszukommen, was ihm schon bekannt ist. Der Antheil, der an den Leistungen der Kunst genommen wird, läßt sich in sehr weitem Umfange auf dieses harmlose Vergnügen zurückführen. Unstreitig beruht die Fähigkeit, die Anschauung zu einem sentimentalen Erlebniß werden zu lassen, auf reicheren und tieferen Seiten der menschlichen Natur. Hier trifft die Gewohnheit, sich in das Anschauen der Natur zu versenken, zusammen mit einer leichten Erregbarkeit des Gemüths und mit der hohen Gabe, die Schranke gleichsam niederzureißen, die den Einzelnen von allem trennt, was ein Gegenstand seiner Wahrnehmung ist. In besonders gesteigerten Augenblicken tritt ein Gefühl der Naturnähe ein, durch welches wir in die allerinnigste Beziehung zu der ganzen Herrlichkeit der sichtbaren Welt zu treten meinen. Mit einer wunderbaren Klarheit des Schauens vereinigt sich das Gefühl, einem Unendlichen, Unergründlichen gegenüberzustehen, selbst diesem Unendlichen, Unergründlichen anzugehören.

Nicht mehr der Welt greifbarer Körperlichkeit scheinen wir uns gegenüber zu befinden; es ist nicht die alltägliche Welt, der Schauplatz unseres Lebens und Handelns, der Gegenstand unseres Wissens und Erkennens; und doch ist es dieselbe Welt, die wir kennen, aber nun gleichsam an einem Festtag gesehen. Wir befinden uns in einem traumhaften Zustand, und die Thatsache der sichtbaren Erscheinung allein ist es, die zu unseren staunenden Sinnen spricht. Wir vergessen uns selbst, wir versenken uns in den schauenden Zustand, und indem so das erscheinende Dasein der Dinge mit immer größerer Macht uns entgegentritt, immer unmittelbarer sich uns darbietet, unser ganzes Sein erfüllt und schließlich in sich aufzunehmen scheint, meinen wir, einer Offenbarung jedes Naturgeheimnisses beizuwohnen, im Vergleich zu der uns alle mühsam errungene Kenntniß als ein armseliges Stückwerk erscheinen muß, und die uns um so überzeugender dünkt, als sie uns mühelos zu theil wird und keinen Beweis und keine Rechenschaft fordert. Wer hätte nicht schon solche Augenblicke erlebt, in denen die Isolirung der sinnlichen Wahrnehmung mit einer besonderen Reizbarkeit des Gefühls zusammentraf und jene Stimmung erzeugte, in der man sich der Natur in viel umfassenderer und eindringlicherer Weise zu bemächtigen meinte, als dies je im praktischen oder theoretischen Sinne gelungen war? Wer solchen Anschauungsgenusses fähig ist, der wird, wo er ihn der Natur nur unter besonderen, seltenen Umständen verdanken kann, sich dem Reiche der Kunst zuwenden, und hier eine reiche, sich mühe-

los beſtändig erneuernde Befriedigung finden; er wird den geheimen Sinn aller Kunſt darin zu erkennen meinen, daß ſie Geſtalten und Darſtellungen zu ſchaffen vermöge, die noch viel unmittelbarer zu dem Gemüth zu ſprechen, dasſelbe in Aufregung zu verſetzen geeignet ſeien, als dies durch die Eindrücke der Natur und des Lebens gelingen könne; er wird überzeugt ſein, daß er den tiefſten Gehalt des Kunſtwerks gehoben habe, wenn er in der Betrachtung deſſelben einer jener gefühlsmächtigen Stimmungen theilhaftig geworden ſei. Indeſſen wenn er ſich auch von dem, der aus der Stumpfheit und Nüchternheit ſeiner geiſtigen Verfaſſung durch keinen Vorgang der Natur, durch kein Werk der Kunſt aufgerüttelt zu werden vermag, vortheilhaft dadurch unterſcheidet, daß ihm Kunſtwerke zu Erlebniſſen zu werden vermögen, ſo ſind es darum doch noch keine künſtleriſchen Erlebniſſe, die er an ſich erfährt.

Es iſt eine eigenthümliche Erſcheinung, daß dieſelben Menſchen, die im Leben und in ihrem Fache einen durchaus ſachlichen Ernſt beſitzen, alsbald in Sentimentalität verfallen, wenn ſie ſich der Kunſt nähern; ſie begreifen nicht, daß die künſtleriſche Thätigkeit auf einer Sachlichkeit und Klarheit beruht, die von ihren Gefühlsorgien ebenſoweit entfernt iſt, wie von der Trockenheit und Nüchternheit derer, die der Kunſt mit denjenigen Hülfsmitteln beikommen zu können glauben, die ihnen eine wiſſenſchaftliche Disciplinirung an die Hand giebt. Mit Stimmungen läßt ſich nichts anfangen, wo es ſich um eine Thätigkeit handelt; je intenſiver jene werden, deſto mehr lähmen ſie das active

Leben; man muß sie wie einen Traum von sich abschütteln, um zur wachen Thätigkeit zurückkehren zu können. Hatte man gemeint, sich in jenen Augenblicken erhöhter Ergriffenheit die Natur in ihrer Fülle und Ursprünglichkeit zugeeignet zu haben, so sieht man nun wohl, daß es sich statt um ein Besitzen, eher um ein Besessenwerden gehandelt hat. Von einem künstlerischen Erlebniß kann da nur für denjenigen die Rede sein, der sich eine irgendwie klare Vorstellung von dem künstlerischen Vorgange nicht zu machen vermag. Denn das, was den Künstler auszeichnet, ist, daß er sich nicht passiv der Natur hingiebt und sich den Stimmungen überläßt, die sich in ihm erzeugen, sondern daß er activ das, was sich seinen Augen darbietet, in seinen Besitz zu bringen sucht.

Pflege der anschaulichen Beziehung zur Natur mit ihrem ganzen Gefolge von sogenannten anschaulichen Kenntnissen, von Bereicherung des Vorstellungslebens, von Bildung des Geschmacks und Erziehung zu ästhetischem Genuß, und was dergleichen Bildungsrequisiten mehr sind, steht im Grunde Jedermann, wenn auch mit gewissen Gradunterschieden, offen, noch ehe er auf die eigentlichen Wege der Kunst einzugehen braucht. So paradox es klingen mag, so fängt die Kunst doch erst da an, wo die Anschauung aufhört. Nicht durch eine besondere anschauliche Begabung zeichnet sich der Künstler aus, nicht dadurch, daß er mehr oder intensiver zu sehen vermöchte, daß er in seinen Augen eine besondere Gabe des Wählens, des Zusammenfassens, des Umgestaltens, des Veredelns, des

Verklärens besäße, so daß er in seinen Leistungen doch nur Errungenschaften seines Sehens offenbare; er unterscheidet sich vielmehr dadurch, daß ihn die eigenthümliche Begabung seiner Natur in den Stand setzt, von der anschaulichen Wahrnehmung unmittelbar zum anschaulichen Ausdruck überzugehen; seine Beziehung zur Natur ist keine Anschauungsbeziehung, sondern eine Ausdrucksbeziehung.

Hier liegt das eigentliche Wunder der Kunst. Wir Alle können sehen; wir können uns einbilden, dasselbe in der Natur zu sehen, was der Künstler sieht; wir können meinen, die künstlerische Leistung an dem messen zu können, was unsere Augen uns lehren; so lange wir das alles thun, fühlen wir uns im Grunde mit dem Künstler auf einem und demselben Boden. Wir dünken in der Hauptsache uns ihm gleich und fassen seine äußere Thätigkeit mehr als die mechanische Darstellung eines inneren Geschehens auf, von dem auch wir durch eigene innere Erfahrung Kunde haben. Sobald wir aber auch nur den bescheidensten Versuch machen, von einer Wahrnehmung des Auges zum bildnerischen Ausdruck überzugehen, werden wir uns vor einem unüberwindlichen Hinderniß befinden, und erst so werden wir in der uns versagten Fähigkeit, den Vorgang der Wahrnehmung durch das Auge nach Seite des sichtbaren Ausdrucks einer selbstständigen Entwickelung zuzuführen, dasjenige erkennen, was den Künstler von uns unterscheidet und was wir aus keiner eigenen Erfahrung zu begreifen vermögen. Nur Gedankenlosigkeit kann die äußere Thätigkeit des Künstlers lediglich als eine

mehr oder minder erfolgreiche Darstellung auffassen, und infolge dessen das Hauptgewicht auf den Vorgang legen, der der Darstellung voraufgeht. Wer sich den thatsächlichen Vorgang zu vergegenwärtigen vermag, der stattfinden muß, um von einem bloßen Vorstellungsleben zu der sogenannten darstellenden Thätigkeit überzugehen, der wird inne werden, daß in dem gesammten künstlerischen Vorgang das bloße Schauen und Vorstellen nur einen Anfang, einen Ausgangspunkt bedeutet, während alle Entwickelung und Vollendung an die äußere bildende Thätigkeit gebunden ist. Wenn wir es in besonders gesteigerten Augenblicken des Wahrnehmens und Vorstellens allenfalls bis zu einer unbeholfenen darstellenden Geberde bringen, nehmen wir wahr, daß derselbe Vorgang, der bei uns in der Geberde gleichsam verkümmert, durch den Künstler sich zu einer reichen Thätigkeit entwickelt, der gegenüber alles bloße Sehen und innere Vorstellen sehr geringfügig erscheinen muß.

So erkennen wir das eigentlich Merkwürdige in der künstlerisch begabten Natur darin, daß in ihr ein Vorgang, den wir in gewissen Ausdrucksbewegungen ganz allgemein bei allen Menschen angedeutet finden, zu einer einseitigen und das gewöhnliche Maß weit übersteigenden Entwickelung gelangt. Wenn wir in den Wahrnehmungen, die uns das Auge bietet, gleichsam stecken bleiben, mit unserem anschaulichen Vorstellungsvermögen gar bald zu Ende sind und uns nach dieser Richtung hin wie von einem undurchdringlichen Dunkel gehemmt sehen, fühlt der Künstler die Fähig-

keit in sich, jene allgemeinen und unbestimmten Vorgänge, auf die unsere gesammte Wahrnehmung einer sichtbaren Welt hinausläuft, zu immer bestimmteren und faßbareren Ausdrucksmitteln zu entwickeln. Wo wir mit allem guten Willen und mit der ganz auf das Sehen concentrirten Kraft unseres Bewußtseins doch hülflos dastehen und keinen Schritt vorwärts zu kommen vermögen, da beginnt gerade das Leben des Künstlers; mag er nach anderen Richtungen hin Hemmungen empfinden, wo uns das Fortschreiten vergönnt ist, hier fühlt er sich frei und ungehindert. Er ist in seinem Element, wenn er da, wo wir darauf angewiesen sind, im Schauen zu verharren, den Ausgangspunkt nimmt zu einer in immer gesteigertem bildnerischen Ausdruck sich vollziehenden Thätigkeit. Alle die Manipulationen, von dem Einfachsten und Ursprünglichsten bis zu dem vielfach Zusammengesetzten, bergen keinen höheren Sinn in sich, als den, das fortzusetzen, was das Auge begonnen hat.

Freilich wenn man an der Trennung von geistigem und körperlichem Thun festhält, wird man auch nicht über die Ansicht hinaus zu kommen vermögen, daß der Künstler, indem er äußerlich thätig wird, nur etwas für Andere sichtbar und bleibend darstelle, was in seinem, an kein äußeres Thun gebundenen Vorstellungsvermögen bereits Gestalt gewonnen habe. Ja man wird weiter gehen und die Meinung hegen, daß der Künstler, indem er sich zur künstlerischen Thätigkeit anschicke, aus der Noth eine Tugend mache, da ja doch kein äußeres Mittel die in seinem Geiste wohnenden Gestalten in ihrer Reinheit

und Vollkommenheit wiederzugeben im Stande sei. Dann freilich wird man von all den verhängnißvollen Irrthümern nicht loskommen, die sich mit Nothwendigkeit ergeben, wenn man in dem sichtbar Vorhandenen der Kunst nur ein Symbol eines Geistigen sieht, wenn man das dem Auge sich thatsächlich Darbietende gering achtet gegenüber einem unsichtbaren Inhalt, der in die unvermeidlichen Beschränkungen der Form herabgestiegen sei. Um von dieser sonderbaren Umkehrung eines natürlichen Verhältnisses sich frei zu machen, muß man jene unberechtigte Scheidung zwischen geistigem und körperlichem Thun aufgeben, und nirgends vielleicht ist die Nothwendigkeit, dies zu thun, einleuchtender, als bei der Betrachtung der künstlerischen Thätigkeit. Hier ist das Verhältniß anders als von dem gedachten oder gesprochenen zum geschriebenen Wort, wo der Schein einer Trennung zwischen geistiger und körperlicher Leistung näher liegt. Bei dem discursiven Denken vollzieht sich der weitaus größte Theil der Arbeit im Inneren des Menschen. Die körperliche Betheiligung ist nicht augenfällig, und wo sie zu einer äußerlich wahrnehmbaren wird, wie bei dem Sprechen und Schreiben, scheint sie thatsächlich nur das dienend auszuführen, was ihr von einer Fähigkeit des Denkens geboten wird, die gar nicht an so schwerfällige sinnliche Vorgänge wie Sprechen und Schreiben gebunden ist. Sehr anders verhält es sich bei der künstlerischen Thätigkeit. Es giebt im Inneren des Menschen gar keine Organe, die das ausführen könnten, was das Ziel des künstlerischen Strebens ist; um auch nur an

den Anfang des Weges zu kommen, der jenem Ziele zuführt, muß der Künstler zu einer äußeren Thätigkeit greifen, und an diese äußere körperliche Thätigkeit ist alles gebunden, was er erreichen kann. Was ist alles Schauen und Vorstellen im Vergleich zu der Entwickelung, die dieses Schauen und Vorstellen in der bildnerischen Thätigkeit findet? Wie ein Stammeln muß es uns erscheinen im Vergleich zu der entwickelten Sprachfähigkeit. Gerade der Künstler wird sich bewußt sein, daß die höhere Entwickelung seines geistig-künstlerischen Lebens erst in dem Augenblicke beginnt, in dem sein Vorstellungsdrang die äußeren Organe seines Körpers in Bewegung setzt, in dem zur Thätigkeit des Auges und des Gehirns die Thätigkeit der Hand hinzutritt. Dann erst betritt er die Bahn, auf der er sich aus Dunkelheit und Beschränkung zu steigender Klarheit und Freiheit emporarbeitet. All seine Begabung, all seine Genialität entwickelt sich erst in diesem äußerlich wahrnehmbaren Thun, in dem sich nicht die Darstellung, sondern die Entstehung der künstlerischen Vorstellungswelt vollzieht. Indem der Künstler von allem Anfang an seine Thätigkeit nach außen zu verlegen genöthigt ist, ist diese Thätigkeit darum nicht weniger eine geistige, weil bei ihr mehr Theile des Körpers in Bewegung gesetzt werden, als nur etwa das Gehirn; und weil die künstlerische Thätigkeit eine geistige sein will, muß sie in ganz bestimmten, faßbaren, sinnlich nachweisbaren Leistungen bestehen.

Lernen wir so die bildnerische Thätigkeit des Künstlers auffassen als eine Fortsetzung des Sehprocesses, als eine

Entwickelung deſſen, was in der Wahrnehmung des Auges ſeinen Anfang nimmt, zu beſtimmten Geſtaltungen, haben wir eingeſehen, daß das Auge aus eigener Kraft das von ihm begonnene Werk nicht vollenden kann, ſondern den ganzen Menſchen in eine beſtimmte Art der Thätigkeit verſetzen muß, damit das von ihm gelieferte Sinnenmaterial ſich zu geiſtigen Werthen formen könne; ſo werden wir auch der Einſicht zugänglich ſein, daß ſich in der künſtleriſch bildenden Thätigkeit eine beſtimmte Art der Entwickelung bewußten Lebens darſtellt. Man treibt mit dem Wort Bewußtſein oft genug einen ſonderbaren Mißbrauch. Man ſetzt das Vorhandenſein einer Art von Normal-Bewußtſein voraus, welches gleichſam das allgemeine helle Reich des Denkens und der Thätigkeit bilde; in dieſem Reich entwickelt ſich das praktiſche zielbewußte Handeln und die theoretiſche Welterkenntniß. Thätigkeiten, wie die des Künſtlers gehören nun freilich weder zu dem einen, noch zu dem anderen, und während die menſchliche Natur ihren großen praktiſchen und intellektuellen Zielen mit Bewußtſein und Folgerichtigkeit zuſtrebt, ſcheint ſie da, wo ſie ſich der künſtleriſchen Thätigkeit hingiebt, jenes Tageslicht des Bewußtſeins verlaſſen zu müſſen, damit die geheimnißvollen Kräfte lebendig und wirkſam werden können, als deren Reſultat man das Kunſtwerk ſo gern betrachtet.

Indeſſen iſt Bewußtſein niemals als allgemeiner Zuſtand, ſondern immer nur als beſtimmte Thätigkeit vorhanden; es iſt in jedem einzelnen Menſchen ein beſtändig wechſelndes, ſowohl in Hinſicht auf den Grad, als auch

auf die Art der Thätigkeit, in der es zur Entwickelung gelangt. Wer sich zu vollständig bewußtem Denken erwacht glaubt, mag doch einem Anderen noch tief in den traumhaften Zuständen eines unentwickelten Bewußtseins befangen erscheinen, nur deshalb, weil das Denken dieses Anderen sich in einer regeren, weitergreifenden Bewegung befindet; ja der Einzelne kann, vorzüglich wenn er sich in einem Zustand gesteigerter Lebens- und Denkthätigkeit befindet, leicht an sich die Erfahrung machen, daß ihm jeder Fortschritt der Thätigkeit wie ein Erwachen aus relativ getrübtem zu relativ hellerem Bewußtsein vorkommt. Und wenn die relative Klarheit des Bewußtseins nicht ein gegebener dauernder Zustand ist, in dem sich der Mensch befinden und gewisse Thätigkeiten verrichten könne, sondern im Grunde nur ein anderer Ausdruck für die jeweilige Lebendigkeit der Denkthätigkeit, die der Mensch entwickelt, so ist das Bewußtsein auch nicht etwas sich selbst Gleichbleibendes, verschiedenartige Thätigkeiten des Menschen nur Begleitendes, vielmehr stellt es sich in diesen verschiedenartigen Thätigkeiten selbst als ein der verschiedenartigsten Entwickelung fähiges dar. Es ist sehr sonderbar, daß man deshalb, weil man das eigene Bewußtsein an eine andere als an die künstlerische Thätigkeit gebunden fand, in dieser, die doch eine so planmäßige und überlegte ist, das Walten eines so entwickelten Bewußtseins, wie man es durch die eigene Thätigkeit erlangt hatte, nicht so recht anerkennen wollte. Freilich kann der Mensch immer nur eins auf einmal thun; je mehr sich seine Thätigkeit nach

einer Seite ſteigert, deſto mehr muß ſie nach jeder anderen Seite hin abnehmen: mit der Thätigkeit ſchwindet aber auch dasjenige Bewußtſein, welches ſich eben nur in dieſer Thätigkeit entwickeln kann. Wenn ſich der Künſtler in ſein Thun verſenkt, ſo hört er auf, dasjenige zu denken und zu thun, worin für Andere das bewußte Leben beſteht; ja je ernſthafter und bedeutender ſeine Leiſtung iſt, deſto mehr wird ſie ſich von allem entfernen, was als der weſentliche Inhalt bewußten Lebens gilt. Der Künſtler erſcheint dann denen, die ſeines Strebens und ſeiner Fähigkeit nicht theilhaftig ſind, wie abweſend und wie von Mächten geleitet, deren er ſich ſelbſt unbewußt iſt. Der Künſtler aber weiß ſehr genau, was er will und was er thut. Wenn er an ſeine Thätigkeit geht, ſo macht er keineswegs einen gewaltſamen Sprung aus dem Bereiche bewußter Thätigkeit in die Sphäre von Lebensäußerungen, die den Menſchen als ein vernunft- und willenloſes Werkzeug geheimnißvoller Eingebungen erſcheinen laſſen. Er entzieht ſich zwar dem Bewußtſein, welches ihn mit ſeinen Mitmenſchen ſo lange vereinigte, als er ſich an ihrer Denk- und Beſchäftigungsweiſe betheiligt hatte, aber er verſcheucht darum nicht die gegenwärtige Kraft ſeiner Intelligenz und ſeines Willens, um das Feld frei zu machen für jene Offenbarungen. Was er thut, iſt, daß er zur Entwickelung ſeines Bewußtſeins andere der menſchlichen Natur eigene Anlagen aufruft, und auch zu einem anderen Reſultat kommt, als Andere, denen ſeine Art der Thätigkeit fern liegt. Aber innerhalb ſeiner Thätigkeit erweiſt ſich

dasselbe, was die Regel bildet für alle ernsthafte männliche Thätigkeit: nur die Anfänge reichen hinab in jene durch keine Vernunft zu ergründenden, durch keinen Willen zu leitenden, von keinem Bewußtsein erhellten Regionen unserer Natur; jeglicher Fortschritt führt aus diesen Dunkelheiten heraus, und der Sinn der Arbeit, die der Mensch zu verrichten hat, ist, daß er sich mehr und mehr jenen Regionen entwinde, nicht daß er sich in ihnen verliere.

Wenn der Künstler Anderen in einer Art von traumhafter Existenz seine Thätigkeit zu vollbringen scheint, so liegt für ihn selbst in dieser Thätigkeit das eigentliche Erwachen. Ihm kann die Helligkeit des Bewußtseins, zu der er gelangt, indem er auf den Wegen der Anderen wandelt, nicht genügen; denn er sieht Dunkelheiten um sich, deren Vorhandensein jenen entgeht. Er wird, wenn ihm die Wissenschaft, stolz auf ihren Fortschritt, ihr Reich zeigt und die Welt als eine erkannte oder wenigstens durch ihre Mittel zu erkennende vor ihm ausbreitet, nicht ganz an der Genugthuung theilnehmen können, die der Forscher empfindet. Denn wenn er sich auch erleuchtet findet durch das, was jener ihm zeigt, so wird er sich doch nicht davon zu überzeugen vermögen, daß es die Welt so schlechthin und so um und um sei, die sich ihm durch die Entwickelung des wissenschaftlichen Bewußtseins in immer zunehmender Klarheit und Verständlichkeit darbietet. Er wird sich in ganz unwillkürlicher Auflehnung gegen den Anspruch befinden, den Jene erheben, und wird sich im Stillen sagen, daß alle Wissenschaft im Grunde ein armseliges Ding sei,

da sie sich einbilde, ein vollständiges und klares Weltbewußtsein zu entwickeln, während das, was in diesem Bewußtsein lebe, doch nur Worte und Gedanken, nicht aber die Dinge selbst seien. Nun wird ihm das als ein traumhaftes, unentwickeltes Bewußtsein vorkommen, was das einzig wahrhaft erleuchtete zu sein vorgiebt; er wird sich sagen müssen, daß inmitten all der Helligkeit, die von der Erkenntniß verbreitet wird, die Dinge, sofern sie sich uns als Vorstellungen darbieten, ein schattenhaftes, unbestimmtes Dasein führen; daß das sinnenfällige Dasein der Welt um so mehr aus dem Bewußtsein verdrängt wird, je mehr sich dieses mit den Erzeugnissen der denkenden und erkennenden Thätigkeit anfüllt. Aus diesem träumerischen Zustand, in dem er sich befangen sieht, auch wenn er sonst sich noch so großer Klarheit und Helligkeit erfreut, zu erwachen, ist das gebieterische Bedürfniß, das ihn beseelt. Dazu findet er in sich die Mittel, die allein zu diesem Zwecke führen können. Indem er anfängt zu bilden, sieht er sein Bewußtsein auf die Bahn einer Entwickelung gebracht, die ihm sonst verschlossen war; die Trennung scheint aufgehoben, in der er sich von den Dingen befand, er beginnt, in ein waches Leben und Erleben der Welt einzutreten, die Trübungen, in die er sein Bewußtsein gehüllt sah, fangen an zu schwinden, das Schwanken der Erscheinungen macht einem festen Ergreifen, die Unbestimmtheit zunehmender Bestimmtheit Platz.

Was der Künstler im Fortschritt seiner Arbeit erlebt, ist, daß er in sich ein Bewußtsein entstehen und sich ent-

wickeln sieht, wie er es sonst nicht kennen lernen kann. Erscheint seine Thätigkeit denjenigen, die ihrer nicht fähig sind, als eine abseits von der bewußten Lebensthätigkeit liegende, so gestaltet sie sich für ihn als eine durchaus bewußte; sie erweitert sich, nimmt alle Kräfte des Individuums in Anspruch, verdrängt alle anderweitige Thätigkeit bis an die äußerste Grenze des Bewußtseins und wird selbst zu dem bewußten Leben dessen, der die Fähigkeit in sich fühlt, sich ihr hinzugeben. Und wo der Künstler so vollständig aufgeht in dem, was er thut, wo er sich selbst, d. h. alles vergißt, was sein Bewußtsein abgesehen von seiner Thätigkeit beschäftigen kann, wo er auch nicht mehr zu trennen weiß zwischen dem, was ihm als eine geistige Thätigkeit des Wahrnehmens, Vorstellens, Erinnerns u. s. w., und dem, was ihm als eine mechanische Thätigkeit der äußeren Organe seines Körpers erscheinen könnte, wo der Vorgang, der seinen Anfang von den Wahrnehmungen des Auges nahm, sich allmählig des ganzen Menschen bemächtigt und ihn in Bewegung gesetzt hat: da erfährt der Künstler in seiner Thätigkeit jene höchsten Steigerungen des Bewußtseins, in denen er allererst zum wahren Erfassen der sichtbaren Erscheinung erwacht zu sein meint.

Es ist klar, daß sich dieser Auffassung zu Folge die Stellung der künstlerischen Thätigkeit innerhalb des geistigen Lebens unter einem anderen Gesichtspunkt zeigt, als unter dem man sie gewöhnlich zu betrachten pflegt. Solange man die Erkenntniß der Welt ausschließlich an das wissenschaftliche Denken gebunden erachtet, sieht man sich in die

Nothwendigkeit versetzt, die künstlerische Thätigkeit der wissenschaftlichen gegenüberzustellen und ihr eine besondere Bedeutung zu erfinden, damit sie neben jener vornehmsten und im Grunde als allein wichtig betrachteten Aufgabe des menschlichen Geistes doch einiger Daseinsberechtigung sich erfreuen könne. Nun aber sehen wir den Künstler neben den Forscher treten. In beiden ist derselbe Trieb mächtig, der den Menschen beherrscht, sobald sich ein höheres Leben in ihm entwickelt; der Trieb, die Welt, in der er sich findet, sich anzueignen, das enge, kümmerliche, verworrene Bewußtsein des Seins, auf das er sich zunächst beschränkt sieht, thätig zur Klarheit und zum Reichthum zu entwickeln. Erkennen wir, daß das Denken seinen Anspruch, diese Aufgabe in ihrem ganzen Umfange lösen zu können, nicht aufrecht erhalten kann, so eröffnet sich uns zugleich die Einsicht, daß dem Menschen noch andere Fähigkeiten verliehen sind, durch die er in Regionen der Wirklichkeit vorzudringen vermag, die der an die Formen des Denkens gebundenen Erkenntniß von allem Anfang an unzugänglich bleiben müssen. Wir brauchen nicht nach einer Aufgabe zu suchen, die im Gegensatz zu der ernsten Aufgabe des Erkennens der Kunst gestellt wäre; vielmehr brauchen wir nur unbefangenen Auges zu sehen, was der Künstler thatsächlich thut, um zu begreifen, daß er eine Seite der Welt faßt, die nur durch seine Mittel zu fassen ist, und zu einem Bewußtsein der Wirklichkeit gelangt, das durch kein Denken jemals erreicht werden kann.

So wenig sich das Denken beruhigen kann, ehe es

das Wirklichkeitsmaterial, welches sich ihm als zugänglich erweist, in eine bestimmte Form gebracht hat, so wenig wird auch die bildnerische Thätigkeit an einem Ende ihrer jeweiligen Arbeit angekommen zu sein wähnen dürfen, bevor sie Werthe von ganz bestimmter Form hervorgebracht hat. Das Bewußtsein, welches sich in einem bildnerischen Vorgange entwickelt, unterscheidet sich dadurch von dem gemeinen Bewußtsein, daß der Vorstellungsstoff, aus dem es besteht, in positive an feststehende Eigenschaften gebundene Gestaltungen eingegangen ist. Welcher Art diese Eigenschaften sein werden, kann erst an einem späteren Orte angedeutet werden. Hier sei nur noch einiges erwähnt, was sich im Allgemeinen auf die durch den Künstler sich vollziehende Entwickelung des Wirklichkeitsbewußtseins bezieht.

Hinge, wie es zunächst wohl scheinen mag, der Erwerb eines in Vorstellungen des Gesichtssinnes sich entwickelnden Wirklichkeitsbewußtseins nur von dem Gebrauch der Augen und einer willkürlichen Concentration der Aufmerksamkeit ab, so wäre es wesentlich Sache des Wollens, das Bewußtsein eines anschaulichen Weltbildes hervorzurufen. Aber wir haben gesehen, wie weit wir damit kommen. Wenn uns die Welt als ein Object der Erkenntniß zunächst als ein wirres Chaos unverstandener Vorgänge erscheint, so stehen doch Jedem die Mittel der Erkenntniß zu Gebote, und es scheint von ihm abzuhängen, wie weit er von denselben Gebrauch machen wolle. Für die Entwickelung des vorstellenden Bewußtseins sind den Menschen analoge Mittel nicht so allgemein verliehen.

Indem wir ſehen, wie jeder Schritt vorwärts eine ſich immer mehr und mehr complicirende Thätigkeit erfordert, müſſen wir uns wie gelähmt vorkommen. Wir mögen wohl einſehen, daß das Auge nicht nur dazu da iſt, um uns die Bilder von außer uns vorhandenen Dingen vorzuführen, ſondern daß mit dem Akte der Geſichtswahrnehmung etwas in uns zur Entſtehung kommt, was einer ſelbſtſtändigen Entwickelung durch uns fähig iſt; wollen wir aber die fliehende Erſcheinung halten, die formloſe geſtalten, ſo verſagt uns die Kraft, und kein Organ unſeres Körpers gehorcht uns. Wenn wir uns dies recht überlegen, ſo muß es uns wie ein Wunder vorkommen, daß die Fähigkeit, mit den Augen wahrzunehmen und Wahrgenommenes vorzuſtellen, eine Fähigkeit, die auch uns innewohnt, die aber bei uns nicht weiter führt, als uns ein Sichtbares gleichſam nur zu zeigen, ohne es uns zu eigen zu geben, — daß dieſe Fähigkeit in einzelnen Individuen zu einer Entwickelung gelangt, die da, wo für uns nur vorübereilende, ſchwankende Eindrücke vorhanden ſind, zur Entſtehung beſtimmter und dauernder Gebilde führt. Wir begreifen nun wohl, daß, wo es ſich um die in der bildneriſchen Thätigkeit ſich vollziehende Entwickelung des künſtleriſchen Bewußtſeins handelt, keinerlei Wollen maßgebend ſein kann, ſondern immer nur ein Können. Es iſt nicht unwichtig, dies zu betonen, da nur zu oft eine äußerliche und unzulängliche Auffaſſung künſtleriſche Thätigkeit willkürlich fördern und hervorrufen zu können meint; es entſteht dann ein zugleich armſeliges und anſpruchsvolles Surrogat

während das echte Leben der Kunst ausschließlich davon abhängt, daß die menschliche Natur sich in einzelnen Individuen nach Seite jener sich an das innere Erlebniß der Gesichtswahrnehmung anschließenden äußeren Fähigkeiten und Fertigkeiten über das gewöhnliche Maß entwickelt zeigt.

Wenn wir davon reden, daß wir uns der sichtbaren Welt bewußt werden, so denken wir dabei an ein Bewußtsein, welches sowohl in allen normal organisirten Menschen entstehen, als auch das ganze Reich des Sichtbaren zu seinem Inhalt haben könne. Es braucht hier nicht wiederholt zu werden, daß wir uns von dem, was wir das Reich des Sichtbaren nennen, deshalb einen ungenügenden Begriff machen, weil wir dabei nur an das denken, was wir durch den Gebrauch der Augen erwerben, und uns dann über das, was wir sehen oder als gesehen vorstellen, in jeder möglichen Weise Rechenschaft zu geben suchen, nur nicht in derjenigen, durch die wir allein zur sehenden Gewißheit über Gesehenes kommen können. Wir haben uns überzeugt, daß wir mit dem Ausdruck „Reich des Sichtbaren" einen sehr anderen Sinn verbinden müssen. Ist die Möglichkeit, sich dasselbe mehr und mehr zum Bewußtsein zu bringen, abhängig von Fähigkeiten, die weit über den Gebrauch der Augen hinausgehen, und mit denen die Natur verhältnißmäßig doch nur Wenige und auch diese nur selten in sehr reichlichem Maße ausstattet; so kann von einem Bewußtsein der Sichtbarkeit weder in dem Sinn die Rede sein, daß es Allen gleichmäßig zugänglich sei, noch auch in dem, daß ihm alles zugänglich sei. Denn

gleichwie die Fähigkeit, in immer vordringender Thätigkeit sich zu immer helleren Zuständen des Sichtbares erlebenden Bewußtseins emporzuarbeiten, an eine Naturanlage gebunden ist, die kein Gemeingut, sondern ein Vorrecht Einzelner ist; so kann auch die Thätigkeit, in der sich jenes Bewußtsein entwickelt, immer nur Einzelnes erfassen; und Vieles von dem ungeheuren Material an Sichtbarem, was unsere Augen unaufhörlich an uns heranbringen, wird sich ihr überhaupt nicht unterwerfen lassen.

Wer sich nur sehend verhält, der mag wohl meinen, die sichtbare Welt als ein ungeheures Ganzes voller Reichthum und Mannichfaltigkeit zu besitzen; die Müheloſigkeit, mit der ihm die unerschöpfliche Menge der Gesichtseindrücke zu Theil wird, die Schnelligkeit, mit der sich die Vorstellungen in seinem Inneren ablösen und in ununterbrochenem Wechsel, in nie abnehmender Fülle durch sein Bewußtsein ziehen, dies alles giebt ihm die Gewißheit, inmitten einer großen sichtbaren Welt zu stehen, die ihn umgiebt, auch wenn er sie sich nicht als ein Ganzes in einem und demselben Augenblicke vergegenwärtigen kann, deren er gewiß ist, auch wenn er vielleicht in seinem ganzen Leben nur eines kleinen Theiles derselben ansichtig wird. Diese große, reiche, unermeßliche Welt der sichtbaren Erscheinungen versinkt in dem Augenblicke, wo die künstlerische Kraft sich ihrer ernsthaft zu bemächtigen sucht. Schon der erste Versuch, aus dem dämmernden Zustande des sich der Sichtbarkeit im allgemeinen Bewußtwerdens herauszutreten und zu einiger Deutlichkeit

des Sehens zu gelangen, zieht den Umkreis des zu Sehenden zusammen. Die künstlerische Thätigkeit kann sich nur darstellen als eine Fortsetzung jener Concentration des Bewußtseins, welche der erste nothwendige Schritt war, um auf den Weg zu gelangen, der aus der Breite sinnlicher Auffassung, die immer mit Undeutlichkeit verbunden ist, zu der Deutlichkeit führt, die nur in der Enge erreicht werden kann. Der Künstler sieht sich vor die Unmöglichkeit gestellt, seine Thätigkeit an jenem scheinbaren Ganzen zu erproben, und der Uebergang von dem bloßen Sehen und Vorstellen des Gesehenen zu dem Ausdruck des Sichtbaren kann sich nur im bestimmten Falle vollziehen. Jeder Thätige, Handelnde wird die Erfahrung machen; er muß am bestimmten Punkte einsetzen, damit seine Kräfte sich überhaupt entfalten können.

Nun mag man dies wohl zugeben, zugleich aber der Ansicht sein, daß aus der am Einzelnen sich vollziehenden künstlerischen Thätigkeit allmählig wieder ein neues, auf höherer Entwickelungsstufe stehendes Gesammtbild hervorgehen müsse; daß in der Gesammtheit der Kunstwerke ein mehr und mehr der Vollständigkeit und der Vollendung zustrebendes entwickeltes Wirklichkeitsbewußtsein, insofern ein solches auf der Gesichtswahrnehmung beruhe, zur Darstellung komme. Es liegt einer solchen Meinung die Anschauung zu Grunde, daß das Vorhandensein eines zu höheren Stufen der Entwickelung gelangten Sichtbarkeitsbewußtseins schon an das Vorhandensein der Kunstwerke gebunden sei, wo dann freilich in dem zunehmenden Schatz

an Kunſtwerken der Menſchheit mühelos ein immer umfaſſenderes entwickeltes Weltbild zu Theil werden würde. Aber nicht an das Vorhandenſein der Kunſtwerke iſt jenes geſteigerte Wirklichkeitsbewußtſein gebunden, ſondern an die Thätigkeit, in der ſich die Entſtehung deſſen vollzieht, was wir ein Kunſtwerk nennen. Die Kunſtwerke ſind an und für ſich ein todter Beſitz; ſie nützen dadurch, daß ſie als ein kleiner Zuwachs zu dem ſichtbar Vorhandenen hinzukommen, der Entwickelung des Bewußtſeins gar nichts. Sie bleiben ein Gegenſtand bloßer Geſichtswahrnehmungen wie alles Andere. Wenn wir aber jenen todten Beſitz in der Weiſe zu beleben ſuchen, in der einzig und allein er ſich beleben läßt, nicht durch irgend eine äſthetiſche Empfindung oder eine tiefſinnige Reflexion, ſondern dadurch, daß wir es verſuchen, uns in den lebendigen Vorgang des künſtleriſchen Hervorbringens zu verſetzen, ſo werden wir die Erfahrung machen, daß wir auf alles Bewußtſein eines Umfaſſenden und Allgemeinen verzichten müſſen, um auch nur annäherungsweiſe einen jener Augenblicke geſteigerten Bewußtſeins an uns ſelbſt erleben zu können, wie ſie der Künſtler vor der ſichtbaren Erſcheinung erlebt, wenn er ſchaffend thätig iſt.

Ueberdies giebt es Gebiete des Sichtbaren, ſo das ſehr Große, das ſehr Kleine, das ſehr Ferne, das ſehr Bewegte, die durch keine künſtleriſche Thätigkeit zu mehr erhoben werden können, als was ſie ſind, Gebiete ſinnlicher Wahrnehmung, auf denen begriffliche Realiſirungen im ausgedehnteſten Maße ſtattfinden, während anſchau-

liche Realisirungen nicht oder nur in sehr unvollkommener Weise möglich sind. Es giebt andere Gebiete des Sichtbaren, wie das sehr Einfache, das sehr Unscheinbare, das sehr Ungewöhnliche, auf denen anschauliche Realisirungen zwar möglich sind und auch stattfinden, auf denen aber der Künstler der Anregung zur Thätigkeit doch nur auf die Gefahr hin nachgeben kann, selbst für sehr einfachen oder absonderlichen Geistes gehalten zu werden. So ist es nicht der Beruf derjenigen Fähigkeit, mit der wir in der künstlerischen Anlage die menschliche Natur ausgestattet sehen, das gesammte Reich sichtbarer Erscheinung allmählig auf die Bahn anschaulicher Entwickelung zu bringen. Ein sehr großer Theil des Sichtbaren bleibt als Sichtbares ein für allemal auf untergeordnete Bewußtseinszustände angewiesen und gelangt zu höherer Existenz nur im Begriff. Ein verhältnißmäßig geringer Theil wird ab und zu von der künstlerischen Thätigkeit ergriffen und erhebt sich in den Bewußtseinszuständen, die in dieser Thätigkeit zur Entwickelung gelangen, zu mehr oder minder höherem Dasein.

Noch eine Ueberlegung drängt sich hier auf, wo von der Entwickelung die Rede ist, die das Bewußtsein einer sichtbaren Welt in der bildenden Thätigkeit des Künstlers erfährt. Wir pflegen in Ansehung dessen, was sich unseren Augen darbietet, von einer Unendlichkeit zu reden. Unwillkürlich erzeugt sich uns der Gedanke, einem Unendlichen uns gegenüber zu befinden, wenn wir uns schauend in die Betrachtung der Welt versenken, wenn wir im Nahen und Fernen, im Kleinen und Großen immer weiter vordringen, wenn wir

die Erfahrung machen, daß über das anſcheinend Kleinſte, das anſcheinend Fernſte hinaus unſerer Geſichtswahrnehmung ein noch Kleineres, ein noch Ferneres zugänglich wird. Mit ahnenden Schauern ſtehen wir vor dem Anblick dieſer Welten, hinter denen ſich immer fernere und fernere Welten zu verbergen ſcheinen, um vielleicht dereinſt einem helleren und vordringenderen Blick ſich zu enthüllen. Aber dieſe Unendlichkeit iſt eine gedachte; ſie iſt thatſächlich nicht für das Auge vorhanden, ſondern für den denkenden Verſtand. Für das Auge giebt es ſtreng genommen keine Unendlichkeit; vielmehr ſieht es ſich immer nur einer Endlichkeit gegenüber. Die Welt iſt für daſſelbe vollſtändig zu Ende, wo es an die jeweiligen Grenzen ſeiner Tragweite gelangt iſt. So lange wir uns nur ſehend verhalten, kann uns die Welt nur endlich, niemals unendlich erſcheinen. Und dennoch giebt es eine Unendlichkeit, die nichts mit dem Gebiet des Denkens zu thun hat, die ſich lediglich als eine Unendlichkeit der ſichtbaren Welt offenbart. Vor dieſer Unendlichkeit ſteht nur der Künſtler und wer ihm zu folgen vermag. Sie eröffnet ſich nur da, wo in der Wahrnehmung des Auges jenes Streben ſeinen Urſprung nimmt, die empfangenen Vorſtellungen zu immer höherer Klarheit und Beſtimmtheit emporzubilden. Hier iſt das Reich des Sichtbaren in der That ein unendliches, weil es ſich in einer Thätigkeit darſtellt, für die es nur ein immer ſich erneuendes Streben, nicht aber eine zu löſende Aufgabe, ein zu erreichendes Ziel giebt.

6.

Mit Recht bekennen wir, daß erſt mit unſerem eigenen Daſein das gegeben iſt, was wir als vorhanden anzuſprechen vermögen. Es iſt aber damit, wie wir geſehen haben, noch wenig geſagt. Im bloßen Daſein des Menſchen mit ſeinen ſinnlich-geiſtigen Anlagen liegt noch keine Bürgſchaft für das Vorhandenſein einer Welt, die nun dem Menſchen ſchlechthin, allen Menſchen gemeinſam angehört. Im Daſein des Menſchen liegt die Bürgſchaft nur für die Möglichkeit der Entſtehung deſſen, was wir, da wir es in den Formen beſitzen, die wir ſelbſt gebildet haben, das Vorhandene nennen. Eine Realiſirung dieſer Möglichkeit kann aber nur in einer Thätigkeit ſtattfinden, die der Menſch entwickelt. Nicht dem Menſchen, ſondern durch den Menſchen offenbart ſich alles, was wir meinen können, wenn wir von Natur, Seiendem, Wirklichkeit, Welt reden.

Wir haben erwähnt, daß dem Menſchen kein Mittel zu Gebote ſteht, durch das er den geſammten Wirklichkeitsgehalt eines Dinges in einen gemeinſamen Ausdruck zu faſſen vermöchte, daß er vielmehr darauf angewieſen iſt, auf verſchiedenen Wegen zur thätigen Entwickelung eines

Wirklichkeitsbesitzes vorzubringen, und daß er auf jedem dieser Wege wiederum zu unendlich verschiedenen Entwickelungsgraden gelangt. Wir haben ferner erwähnt, daß alle diese Wege unendlich sind, und, statt, wenn auch von verschiedenen Ausgangspunkten, doch einem gemeinsamen Ziele, d. h. einem vollständigen Wirklichkeitsbesitz zuzuführen, sich vielmehr immer weiter von einander entfernen, und daß daher, um jeden bildlichen Ausdruck bei Seite zu lassen, jeder Wirklichkeitsbesitz, in je bestimmteren und vollendeteren Formen er sich darstellt, um so einseitiger sein muß. Die Hervorbringung und Darstellung eines solchen Wirklichkeitsbesitzes haben wir als den eigentlichen Sinn der künstlerischen Thätigkeit bezeichnet. Inwiefern aber durch diese Thätigkeit in besonderer Art und Weise an jener Wirklichkeitsrealisirung gearbeitet wird, das kann hier bis ins Einzelne nicht verfolgt werden; um so weniger, als dabei eine Menge Fragen auftauchen würden, die sich nur aus der unmittelbaren künstlerischen Erfahrung heraus beantworten lassen. Wohl aber kann einiges Allgemeine über diese Thätigkeit und über die eigenthümliche Art der Wirklichkeit gesagt werden, die durch sie entsteht.

Vor allem ist es das Verhältniß, in dem die Kunst zur Natur steht, worüber man Klarheit zu erlangen suchen muß. Daß Kunst etwas Anderes sei, als Natur, bedarf keines Beweises. Die Versuche aber, Natur und Kunst sich als verschiedene Welten gegenüber zu stellen, pflegen darauf hinauszugehen, die Kunst gleichsam von der Natur abzudrängen, dasjenige ausfindig zu machen, was der

Künstler zur Natur hinzuthun müsse, um sie in Kunst umzuwandeln. Es ist dabei der Gesichtspunkt maßgebend, daß die Thätigkeit des Künstlers zwecklos und überflüssig sei, sofern sie der bloßen Sichtbarkeit ihrer Leistungen nicht einen Empfindungs- oder Bedeutungswerth beizulegen wisse. Ein gesunder, wenn auch unreifer Sinn hat sich noch immer gegen die Herrschaft solcher Anschauungen aufgelehnt; und um der Gefahr zu begegnen, die künstlerische Thätigkeit nach ganz entlegenen Zielen sich verirren zu sehen, hält man ihr vor, daß ihr kein höheres Ziel gesteckt sei, als die Natur. Gesund muß diese Anschauung genannt werden, weil sie der künstlerischen Thätigkeit keinen anderen Zweck unterlegt, als den, das im bildnerischen Ausdruck zu realisiren, was die Natur Sichtbares darbietet; sie ist aber zugleich unreif, insofern sie übersieht, daß die künstlerischen Gebilde in Folge ihrer Entstehung durch eine unüberbrückbare Kluft von dem getrennt sein müssen, was wir im gewöhnlichen Sinne sichtbare Natur nennen. Diese sichtbare Natur ist ja thatsächlich nichts Anderes als jenes ungeheure und bunte Gewirr von Wahrnehmungen und Vorstellungen, die, auftauchend und verschwindend bald an unserem äußeren, bald an unserem inneren Auge vorüberziehen, die sich uns in unzweifelhafter Thatsächlichkeit aufdrängen und doch spurlos verschwunden sind, sobald wir meinen, sie uns in der Wärme der Empfindung oder in der Klarheit begrifflicher Erkenntniß angeeignet zu haben. Sie ist jenes gewaltige Reich des Lichtes, in dem die unendliche Reihe der Dinge in unend-

lichen Combinationen sich unserem Auge darbietet, das wir mühelos und in aller Vollständigkeit und Vollkommenheit zu besitzen meinen, und das sich uns doch bei dem bescheidensten Versuche der Prüfung in seiner ganzen Unsicherheit, Unbestimmtheit und Haltlosigkeit enthüllt. Diese Sichtbarkeit gleicht einem Geschenk, welches uns ohne unser Zuthun zufällt. Freilich beruht schon die kümmerlichste Wahrnehmung des Gesichtssinns auf einem sehr complicirten Geschehen; aber dieses Geschehen vollzieht sich im Inneren des Menschen, ist äußerlich nicht wahrnehmbar und eine Thätigkeit kommt uns dabei nicht zum Bewußtsein. Aus diesem allgemeinen, sich bei allen mit den Organen des Gesichtssinnes ausgestatteten Menschen in mehr oder minder gleichmäßiger Weise wiederholenden Geschehen entwickelt und erhebt sich nun aber bei jenen Einzelnen und Wenigen eine äußerlich wahrnehmbare und zum sichtbaren Ausdruck führende Thätigkeit. Es ist klar, daß die Natur als eine Welt sichtbarer Erscheinungen, deren Gestaltung auf der bloßen Thätigkeit der Augen und den an diese sich anschließenden inneren Wahrnehmungs- und Vorstellungsvorgängen beruht, für diejenigen eine andere werden muß, die mit dem Talent des künstlerischen Ausdrucks begabt noch ganz andere Fähigkeiten und Thätigkeiten in den Dienst jener Naturgestaltung zu stellen vermögen. Hier offenbart sich das ganze Geheimniß des nothwendigen Unterschiedes, der zwischen dem Reiche der Sichtbarkeit, das wir Natur nennen, und den Sichtbarkeitsgestaltungen herrscht, die uns in der künstlerischen Thätigkeit vor Augen

treten. Dieſer nothwendige Unterſchied reſultirt allein daraus, daß, wo ſonſt der Menſch mit ſeiner Beziehung zur ſichtbaren Natur zu Ende iſt, der Künſtler ſich in ſeiner Thätigkeit zu dieſer ſelben Natur um ihrer Sichtbarkeit willen in eine neue Beziehung zu ſetzen vermag. Es iſt ebenſo unnöthig, etwas zu erfinden, was zur Natur hinzukommen müſſe, um ſie zur Kunſt umzubilden, als es unmöglich iſt, daß die Kunſt etwas hervorbringt, was der Natur im gewöhnlichen Sinne des Wortes gleichkommt. Wo eins von beiden verlangt wird, da kann man mit Sicherheit annehmen, daß aus der Noth eine Tugend gemacht wird; die Unfähigkeit, in höhere Regionen wahrer Kunſt zu gelangen, wird verdeckt durch eine eigens gebildete Lehrmeinung, in der das als das höchſte Ziel der Kunſt bezeichnet wird, was die jeweilige ſogenannte Kunſtübung leiſtet. Von echter Kunſt wird man nichts anderes verlangen dürfen, als Natur, aber freilich nicht das kümmerliche Naturbild, was uns Allen zu Gebote ſteht, ſondern das entwickelte Naturbild, zu deſſen Entſtehung es jener Thätigkeit bedarf, die ſich beim Künſtler an die bloßen Wahrnehmungs- und Vorſtellungsvorgänge des Geſichtsſinnes anſchließt. Das, wodurch ſichtbare Natur zur Kunſt wird, ohne daß ſie doch aufhörte, Natur zu ſein, iſt die Entwickelung, die ſich für ihre Sichtbarkeit in der Thätigkeit des Künſtlers vollzieht. Kunſt iſt nicht Natur; denn ſie bedeutet eine Erhebung, eine Befreiung aus den Zuſtänden, an die gemeiniglich das Bewußtſein einer ſichtbaren Welt gebunden iſt; und doch iſt ſie Natur: denn ſie

ist nichts anderes als der Vorgang, in dem die sichtbare Erscheinung der Natur gebannt und zu immer klarerer und unverhüllterer Offenbarung ihrer selbst gezwungen wird.

Es kann sehr gewagt erscheinen, die Ansprüche, deren Erfüllung von der künstlerischen Thätigkeit gefordert wird, als ungerechtfertigt abzuweisen und dafür etwas als die Aufgabe der Kunst zu bezeichnen, was vielleicht manchem gar nicht von besonderer Wichtigkeit zu sein scheinen mag. Aber wenn man sich fragt, um welches Erfolges willen eine Thätigkeit ausgeübt wird, so muß man in Rücksicht ziehen, welcherlei Erfolge nicht ausschließlich dieser Thätigkeit angehören, was hingegen ganz allein durch dieselbe erreicht werden kann. Man kann, wenn auch in etwas unbestimmter Weise, fast alle die Forderungen, die an jede Kunstübung gestellt zu werden pflegen, unter zwei Rubriken bringen: man fordert Empfindungswerthe von der Kunst und Bedeutungswerthe. Nun kann nicht geleugnet werden, daß durch die Kunst Empfindungswerthe sowohl als Bedeutungswerthe eigenthümlicher Art geschaffen werden. Aber wenn die Kunst auch unser Empfinden in besonderer Weise anzuregen, unser Denken in besonderer Weise zu beschäftigen vermag, so lernen wir doch Empfinden und Denken nicht erst durch die Kunst kennen; vielmehr giebt es auf dem weiten Gebiete des Vorhandenen nichts, was nicht als ein Empfindungswerth oder als ein Bedeutungswerth sich geltend machen könnte. Verwerthen wir also die Erzeugnisse künstlerischer Thätigkeit für unser Empfinden oder unser Denken, so thun wir etwas, was wir, wie mit

allem und jedem, so auch schon mit den bloßen Wahrnehmungen und Vorstellungen des Gesichtssinnes thun können; es bedarf dazu nicht so complicirter Thätigkeiten, wie diejenigen sind, aus denen künstlerische Leistungen hervorgehen. Wohl aber bedarf es dieser Thätigkeiten, wenn es sich um Herstellung des reinen Ausdrucks der Sichtbarkeit einer Erscheinung handelt. Daß dieser Ausdruck keiner geistigen Thätigkeit verdankt werden kann, der wir im Interesse des Empfindens und Denkens die sichtbare Natur unterwerfen, ist selbstverständlich; denn Empfinden und Denken vernichtet, wie wir gesehen haben, die Sichtbarkeit der Erscheinung und setzt eine andere Form des Seins an ihre Stelle. In der bloßen Wahrnehmung und Vorstellung des Gesichtssinns liegt aber noch keinerlei Mittel, um etwas zu gewinnen, was die Sichtbarkeit eines Dinges im selbstständigen Ausdruck darstellte. Und zwar ist es Zweierlei, was uns hindert, die Sichtbarkeit der Dinge selbstständig zu erfassen, so lange sie uns nur in unseren Wahrnehmungen und Vorstellungen nahe tritt. Einmal stellen sich die sichtbaren Dinge, die sich unserem Auge zeigen, die Gesichtsvorstellungen, die in unserem Inneren erscheinen, nicht so dar, als ob sie rein um ihrer Sichtbarkeit willen vorhanden wären. Das Auge kann nichts thun, als uns Gegenstände zeigen, in denen die Sichtbarkeit doch nur eine Seite ihrer complicirten sinnlichen Beschaffenheit ist, und die zugleich ein mannichfaltiges Interesse, sei es unseres Fühlens und Wollens, sei es unseres Wissens und Erkennens, in Anspruch nehmen. Und

die Bilder, die Erinnerung und Einbildungskraft uns vorführen, gehören ebensowenig dem reinen Element der Sichtbarkeit an; sie stehen mitten in dem wechselvollen Spiel all der unzähligen Elemente unseres geistigen Lebens, die, in geheimnißvollem Zusammenhang unter einander verbunden, sich gegenseitig an die Oberfläche des Bewußtseins rufen. Es ist, als ob die Sichtbarkeit der Dinge, solange sie sich zu keiner höheren Daseinsform entwickelt, als ihr in den Wahrnehmungen des Auges, in den inneren Gebilden unserer Vorstellungskraft zukommt, nicht die Macht besäße, sich so sehr des menschlichen Bewußtseins zu bemächtigen, daß sie nicht in jedem Augenblicke verdrängt werden könnte und irgend einem anderweitigen sinnlich-geistigen Vorgang den Platz räumen müßte. So werden wir durch die Erlebnisse des Gesichtssinnes zunächst nicht in ein ausschließliches Reich der Sichtbarkeit eingeführt, vielmehr müssen wir den Antheil an der Sichtbarkeit der Dinge theilen mit allen den Ansprüchen, deren Befriedigung nun einmal die Vielseitigkeit und Versatilität der menschlichen Natur fordert. Und dann: auch wenn es uns vorübergehend gelingt, das Interesse des Sehens, des Sichtbar-Vorstellens zur ausschließlichen Herrschaft in uns zu bringen, die sichtbare Erscheinung der Dinge gleichsam loszulösen von allem, was die Dinge sonst sind und bedeuten, sie als etwas uns zum Bewußtsein zu bringen, dem ein selbstständiges Dasein zukäme, so gelangen wir dadurch, wie schon oben bemerkt, nur in einen traumhaften Zustand; dadurch, daß sich uns gleichsam die ganze Sub-

ſtanz des realen Daſeins auf den flüchtigen Stoff der Wahrnehmungen und Vorſtellungen eines einzelnen Sinnes reducirt, verlieren wir den Boden der realen Welt unter den Füßen; dadurch, daß wir ſelbſt an einer Wirklichkeitsgeſtaltung mit keinem größeren Theil unſeres Organismus betheiligt ſind, als erforderlich iſt, um jene Wahrnehmungen und Vorſtellungen entſtehen zu laſſen, kommen wir uns in unſerem eigenen Daſein herabgeſetzt und gleichſam darauf beſchränkt vor, der Schauplatz zu ſein, auf dem geſpenſterhafte Bilder ſichtbarer Dinge entſtehen und vergehen, in bunter wechſelvoller Menge ihr phantaſtiſch-willkürliches Spiel treiben.

Die Thatſache, daß der Künſtler zu einer mechaniſchen Thätigkeit greift, ſich der mühevollen Bearbeitung eines Stoffes unterzieht, um ein Sichtbares herzuſtellen, läßt ſich nur erklären, wenn man eben bedenkt, wie unſelbſtſtändig und befangen die Sichtbarkeit der Natur bleibt, ſo lange ſie ſich nur in Wahrnehmungen oder in einem inneren Vorſtellungsverlauf darſtellt. Zunächſt kann ſich nur in der Thätigkeit das Intereſſe an der Sichtbarkeit eines Dinges ſo iſoliren, daß die Vorſtellung eines Gegenſtandes, an dem die Sichtbarkeit erſcheint, gänzlich ſchwindet und dieſe letztere zu einer ſelbſtſtändigen Form des Seins wird. Der Künſtler wird an ſich die Erfahrung machen. Je mehr und mehr er ſich nicht mehr bloß mit dem Auge oder mit der Einbildungskraft, ſondern mit ſeiner ganzen Perſon, mit der Empfindungsfähigkeit ſeines ganzen Körpers, mit der Thätigkeit ſeiner Hände in den Vorgang

verstrickt fühlt, der mit der Wahrnehmung des Gesichtssinnes beginnt und mit der äußerlich sichtbaren Darstellung endet, desto mehr scheidet er aus allen den Beziehungen zu den Dingen aus, die vorher Macht über ihn hatten. Erst dadurch, daß er nicht mehr bloß als wahrnehmendes, vorstellendes, sondern als thätiges, äußerlich thätiges Wesen an der Sichtbarkeit der Dinge betheiligt ist, wird ihm diese voll gegenwärtig, und je mehr sie ihn mit ihrer lebendigen Gegenwart erfüllt, desto mehr wird alles von ihm hinwegtreten, was sich sonst bei der Betrachtung der Dinge in den Vordergrund seines Bewußtseins drängte und die Sichtbarkeit verdunkelte. Nur in seiner Thätigkeit wird der Künstler das Bewußtsein gewinnen, daß ihm eine Seite der Welt anvertraut ist, damit er sie zum selbstständigen und gestalteten Dasein bringe. Und ferner wird es auch nur vermittelst der künstlerischen Thätigkeit gelingen, jener Flucht der Vorstellungen, der wir anheimgegeben sind, so lange wir uns nur sehend oder Sehbares in unserem Inneren reproducirend verhalten, Einhalt zu gebieten und uns der einzelnen Erscheinung in einem klaren und bestimmten Erzeugniß zu bemächtigen. Es kann wie ein Verzicht, wie eine Beschränkung erscheinen, wenn wir den Künstler mit einem Einzelnen, Begrenzten beschäftigt sehen, wo wir nur die Augen aufzuschlagen, nur unseren Vorstellungen den Lauf zu lassen brauchen, um mühelos ein ungeheures Reich der Sichtbarkeit zu gewinnen. Aber wenn wir es uns nahe bringen können, daß die Sichtbarkeit der Dinge, so lange sie nichts weiter

ist, als äußere Wahrnehmung oder Vorstellung unseres inneren Sinnes, jedem Eingehen in eine selbstständige Gestaltung, in der sie uns angehören könnte, widerstrebt, daß sie die Thätigkeit der Künstlers fordert, um sich aus der Verworrenheit und Flüchtigkeit ihres Daseins herauszuarbeiten, daß diese Thätigkeit nur im Einzelnen möglich ist, so werden wir in jener anscheinenden Beschränkung vielmehr eine Befreiung erkennen. Was die Sichtbarkeit der Dinge nicht sein kann, so lange sie noch der Natur anhaftet, so lange sie nur an etwas erscheint, was sich uns gerade dadurch als Natur zeigt, daß es ein Gegenstand der mannichfaltigsten sinnlichen Wahrnehmung ist, so lange sie verflochten bleibt in das Gewirre der unaufhörlich wechselnden sinnlich-geistigen Vorgänge, in denen sich uns das Vorhandene darstellt, das wird sie durch die Thätigkeit des Künstlers. Nur in dieser Thätigkeit ringt sich das, was an einem sichtbaren Dinge dessen Sichtbarkeit ist, von dem Dinge los und tritt nun als freies selbstständiges Gebilde auf. Damit dies aber möglich sei, bedarf es eines Stoffes, der selbst wiederum sichtbar ist, und durch dessen Bearbeitung es möglich wird, jene Sichtbarkeitsgebilde thatsächlich herzustellen.

Wenn wir den Künstler einestheils mit der Natur, anderentheils mit einem Material beschäftigt sehen, um ein Drittes hervorzubringen, was weder Natur im gewöhnlichen Sinne, noch bloßes Material ist, so ist der Sinn seines Thuns ein doppelter. Auf der einen Seite wird die Natur insofern ihres Wesens entkleidet, als in

dem entstehenden Dritten von alledem, was wir an der Natur wahrnehmen und was uns dieselbe zur Natur macht, nichts anderes mehr vorhanden ist, als das, was dem Auffassungsgebiete des Gesichtssinnes angehört; auf der anderen Seite wird das Material dadurch zu einem geläufigen Ausdrucksmittel der Sichtbarkeit gemacht, daß in seiner Verwendung und Bearbeitung alle seine stofflichen Eigenschaften nur insoweit Berücksichtigung finden, als sich an ihnen die Veränderung, Gestaltung, allmählige Entwickelung eines Gesichtsbildes vollziehen läßt. Die Natur erfährt in diesem Vorgange eine Umwandlung, insofern mehr und mehr alles aus ihr verschwindet, was in ihrer gegenständlichen Erscheinung auf einem Zusammentreffen wechselnder und in beständiger Veränderung befindlicher Eindrücke verschiedenster Art beruht; der Stoff wird gleichsam zur Verleugnung seiner selbst gezwungen, insofern er nur dem Zwecke dienstbar gemacht wird, ein so stoffloses Gebilde wie die dem Gesichtssinn sich darstellende Gestalt der Dinge an sich zum Ausdruck zu bringen. Das, was an der Natur erreicht werden muß, um sie zum künstlerischen Bild zu machen, kann nur vermittelst der Thätigkeit am Stoffe erreicht werden; das, was am Stoffe geschehen muß, um aus ihm ein Kunstwerk zu machen, kann nur durch die Natur erreicht werden, zu deren Ausdruck der Stoff fügsam gemacht wird. Nur dadurch, daß in der künstlerischen Thätigkeit Beides einer von einem bestimmten Streben beherrschten formenden Behandlung unterliegt, kann jene Welt der Kunst ent-

ſtehen, in der ſich die Sichtbarkeit der Dinge in der Geſtalt reiner Formgebilde verwirklicht.

Und hier gelangen wir zu einem von der gewöhnlichen Auffaſſung abweichenden Begriff der künſtleriſchen Form. Wenn man von künſtleriſcher Form ſpricht, ſo pflegt man davon auszugehen, daß die ſichtbare Natur, die man als Grundlage aller künſtleriſchen Thätigkeit betrachtet, ihrer ſichtbaren Form nach beſtimmt ſei, daß aber der Künſtler den Beruf habe, die natürlich gegebene Form nach beſtimmten Geſichtspunkten zu einer anderen, der natürlichen mit ſelbſtſtändigem Recht gegenüberſtehenden Form umzubilden. Offenbar kann man in gewiſſem Sinne ſchon da, wo die Sichtbarkeit noch auf die Vorgänge in den Organen der Wahrnehmung und Vorſtellung beſchränkt iſt, von einer ſichtbaren Form reden; denn ſonſt könnte uns überhaupt nichts als ſichtbar erſcheinen. Aber wir haben geſehen, daß dieſe ſichtbare Form befangen iſt in der Verworrenheit, die eben in jenen unentwickelten Gebieten des Bewußtſeins herrſcht, daß ſie unbeſtimmt iſt, inſofern das Bewußtſein, ſo lange es an bloße Wahrnehmungen und Vorſtellungen gebunden iſt, über keinerlei Mittel verfügt, durch welche jene Form zu beſtimmen wäre. Der künſtleriſche Vorgang ſtellt, wie es jeder geiſtige Vorgang thut oder wenigſtens thun ſollte, einen Fortſchritt dar von der Verworrenheit zur Klarheit, von der Unbeſtimmtheit des innerlichen Vorganges zu der Beſtimmtheit des äußeren Ausdrucks. Wenn es nur durch die künſtleriſche Thätigkeit möglich iſt, die Form, in der

uns die sichtbare Natur erscheint, aus der Verworrenheit zu reißen und zum klaren Ausdruck zu gestalten, so folgt daraus, daß die Form, die aus der künstlerischen Thätigkeit hervorgehen soll, die künstlerische Form, nicht auf einer Entfernung von der Natur beruhen darf, sondern auf möglichster Annäherung an die Natur beruhen muß. Die Einsicht, daß dem menschlichen Geist das reine und klare Gebiet der sichtbaren Form der Dinge verschlossen bleibt, so lange sich seine Auffassung des Sichtbaren nur in unmittelbaren oder reproducirten und associirten Wahrnehmungen vollzieht, führt zu der anderen Einsicht, daß es der künstlerischen Thätigkeit bedarf, um der sichtbaren Form der Natur nur überhaupt nahe kommen zu können. Nicht anders ist es ja auf anderen Gebieten geistigen Erfassens und Erkennens. Nur dem zum äußeren Ausdruck, zur Form entwickelten geistigen Vorgang ist es gegeben, das innerste Wesen der Natur zu ergreifen. Künstlerische Form und natürliche Form stehen sich also in keinem anderen Sinne gegenüber, als in dem, daß erst in der künstlerischen Form die natürliche Form erkannt zu werden vermag.

Als gesund und echt wird sich nun die künstlerische Thätigkeit nur dann erweisen, wenn sich alle Handlungen, die der Künstler vornimmt, zurückführen lassen auf den einen Ursprung, die Wahrnehmung durch den Gesichtssinn, wenn der gesammte künstlerische Vorgang nichts anderes ist, als ein nicht mehr bloß durch die Augen, sondern durch den ganzen handelnden Menschen vollzogenes Sehen. Und

es ist klar, daß die Gebilde, die sich so aus dem thätig gewordenen Sehvorgang entwickeln, so unendlich verschieden sie sich darstellen mögen, bestimmten gleichmäßigen Forderungen genügen müssen, welche das Bewußtsein an die Sichtbarkeit stellt. Es kann sich nicht darum handeln, der künstlerischen Thätigkeit von vornherein Gesetze vorzuschreiben, die von ihr befolgt werden müßten, sofern sie den Anspruch erheben wolle, wirkliche und nicht nur scheinbare Kunstwerke hervorzubringen. Aber wo immer die künstlerische Thätigkeit sich treu bleibt, da wird sie nicht eher ruhen können, als bis ihre Gebilde in eine Form eingegangen sind, die thatsächlich eine gesetzmäßige ist. Und da diese Gebilde nur um ihrer Sichtbarkeit willen hervorgebracht werden, so kann sich auch jene Gesetzmäßigkeit nur in denjenigen ihrer Eigenschaften offenbaren, durch die sie sich dem Gesichtssinn darstellen. Alle Forderungen, die von anderen Standpunkten aus, mögen dieselben sein, welche sie wollen, an seine Thätigkeit gestellt werden, muß der Künstler rücksichtslos zurückweisen, sofern sie ihn in seinem eigensten Streben hemmen und beeinträchtigen. Mag man es als eine Beschränkung auffassen, wenn der Kunst nur jene eine Aufgabe zugewiesen und sie eines Abfalls von sich selbst beschuldigt wird, sofern sie sich Forderungen und Gesetzen unterwirft, die im Interesse der Erfüllung anderer Aufgaben formulirt werden; wahrhaft beschränkt ist die künstlerische Thätigkeit doch nur durch alle die ihrem Wesen fremden Ansprüche, denen sie sich ausgesetzt sieht. Und was geschieht? Die geringe, schwache

künstlerische Anlage wird verwirrt, geschädigt, vernichtet, oder sie macht sich den herrschenden Irrthum über das Wesen der Kunst zu Nutze, um die thatsächliche Schwäche durch einen falschen Schein von Größe zu verdecken; das kräftige, unmittelbare Talent hingegen wird jeden Zwang durchbrechen und seine selbstständigen Thaten an die Stelle fremder Forderungen setzen.

Nur wenn wir uns von der Voreingenommenheit freimachen, als ob die Kunst der Erfüllung von Aufgaben zu dienen habe, die anderen Gebieten des Lebens entnommen sind, werden wir ihrem inneren Leben zu folgen vermögen; erst dann wird sie uns aus allen Beschränkungen gleichsam in die Freiheit der Natur entlassen scheinen. Nicht als ein nothwendiges Glied in einem ihr fremden Zusammenhange vielfacher Lebenszwecke werden wir sie mehr betrachten, sondern wie eine Erscheinung, die überall hervortreten muß, wo menschliche Zustände sich entwickeln. Und für die Nothwendigkeit dieses Auftretens werden wir keinen anderen Grund beibringen, als den, daß es immer Menschen geben wird, die in der Wahrnehmung durch das Auge, die ihnen mit einem Schlag die sichtbare Welt zu enthüllen scheint, doch nur einen Hinweis, einen Zugang erblicken, zu einem Reiche der Sichtbarkeit, in welches nicht mehr das Auge, sondern nur die Sichtbares gestaltende Thätigkeit vordringen kann. Wir mögen unseren Blick wenden, wohin wir wollen, auf die ursprünglichsten Zustände menschlich-gesellschaftlichen Daseins, in die dunkelsten Zeiten der Geschichte, nach den entlegensten Culturgebieten,

überall werden wir künstlerisches Bemühen erwachen und erblühen sehen; bald nur kümmerlich und bescheiden sich hervorwagend, bald gesund und kräftig sich entfaltend, bald wuchernd und verwildernd. Und wenn oft lange Zeit hindurch der unzulänglichen Begabung nur die äußeren Gebiete jenes Reiches des sichtbaren Seins zugänglich bleiben; so staunen wir mit Recht, wenn wir bei einzelnen Völkern und während eng begrenzter Zeiträume wahrnehmen, daß sich plötzlich jenes Reich vor der ungewöhnlichen Kraft bis in seine innersten Räume aufthut und uns einen herrlichen Reichthum vollendeter Gebilde offenbart.

Das unendlich verschiedene Maß an jeweilig vorhandener künstlerischer Kraft ist es auch allein, welches den Gang der Kunst bestimmt. Wohl bilden sich unter all den Erzeugnissen, die bei aller Verschiedenheit ihrer Erscheinung und ihres Entwickelungsgrades doch einem gleichartigen Bedürfniß und einer gleichartigen Begabung entspringen, über zeitliche Abstände und räumliche Trennungen hinweg mancherlei Abhängigkeitsverhältnisse. Durch die thatsächlichen Anregungen, die das Spätere von dem Früheren empfängt, verbunden mit dem Neuen, was das Spätere vor dem Früheren voraus hat, wird die Annahme begünstigt, daß die künstlerische Leistungsfähigkeit der Menschen sich in einem großen Entwickelungsgange von dem Niederen zum Höheren, von dem Unvollkommenen zum Vollkommneren bewege. Und doch ist die Macht, die der geschichtliche Zusammenhang auf das künstlerische Thun ausübt, unendlich geringfügig im Vergleich zu der Macht,

die die Natur über dasselbe ausübt, indem sie den Menschen mit mehr oder weniger gestaltender Begabung ausstattet. Wir können den Künstler auf die Höhe einer Jahrhunderte, Jahrtausende langen Entwickelung stellen, er wird dadurch nicht den geringsten Zuwachs an jener Kraft erhalten, durch die allein irgend eine künstlerische Aufgabe gelöst werden kann. Mit dieser Kraft steht der Künstler, welchem Volke, welcher Zeit er angehören mag, der Natur doch immer wieder unmittelbar gegenüber, und hat sich zu bethätigen, als ob er der Erste und auch der Letzte wäre, der der Natur das Geheimniß ihrer sichtbaren Erscheinung abverlangte.

Und damit hängt es endlich auch zusammen, daß die künstlerische Arbeit immer eine fragmentarische bleiben muß. Sie stellt sich dar als ein immer und überall sich wiederholender, zu den verschiedensten Graden des Gelingens führender Versuch, in das Gebiet des sichtbaren Seins vorzudringen und es in gestalteter Form dem Bewußtsein anzueignen. Es kann aber nur zu Mißverständnissen führen, wenn man in ihr eine fortschreitende Bewegung nach einem Ziele sucht, zu dessen Erreichung alle künstlerischen Leistungen nur als Vorstufen zu betrachten seien. Die Aufgabe der Kunst, wenn man von einer solchen reden will, bleibt immer dieselbe, im Ganzen ungelöste und unlösbare, und muß immer dieselbe bleiben, so lange es Menschen giebt.

Aus der Bedeutung, die der künstlerischen Thätigkeit den obigen Ausführungen nach zukommt, ergeben sich nun

auch mancherlei Folgerungen für die Art und Weise, in der ein jener Bedeutung entsprechendes Verhältniß zu vorhandenen Kunstwerken gewonnen werden kann. Wenn sich der künstlerische Vorgang so von allen übrigen Thätigkeiten des Menschen ablösen könnte, daß er ganz ausschließlich zum Ausdruck seiner selbst würde, so könnte ein Verkennen oder ein Mißverstehen desselben nicht stattfinden. Dem ist aber zweierlei hinderlich. Einmal unterliegt die Kunstübung dem Schicksal alles Menschlichen: neben ihrer reinen Erscheinung tritt sie in allerhand Trübungen und Verfälschungen auf. Es ist so leicht, sich ihr äußeres Gebahren anzueignen; ist aber das künstlerische Thun nicht beherrscht und durchdrungen von jenem ausschließlichen Streben nach thätig-gestaltender Entwickelung der Gesichtsvorstellungen, so ist es eben nur ein scheinbares, äußerliches, und wird den allerverschiedensten Liebhabereien, Interessen, Absichten dienstbar. Und dann, selbst wo die künstlerische Leistung rein und unverfälscht auftritt, da bleibt es doch immer unmöglich, zu verhindern, daß sie den Menschen um anderer Interessen willen wichtig erscheine, als um des einzigen, welches für ihre Hervorbringung maßgebend war. Denn das, was der Künstler thut, vollzieht sich nicht außerhalb der Wirklichkeit, sondern als eine Modifikation dieser Wirklichkeit. Der Künstler sucht dieser Wirklichkeit denjenigen Ausdruck zu geben, der seinem Streben nach Klarheit und Verständniß entspricht; aber wer dem Sinn dieses Ausdrucks kein Verständniß entgegenbringt, der wird an dem wesentlichen Inhalt des

Kunſtwerkes theilnahmlos vorübergehen und in ihm nur das wiederfinden, was ihn auch ſonſt an der Wirklichkeit Antheil nehmen läßt. Und überdies iſt es ja nur natürlich, daß Jedem die Kunſt um derjenigen Eigenſchaften willen vorhanden zu ſein ſcheint, die ſeiner Empfänglichkeit, ſeinem Verſtändniß zugänglich ſind. Denn es iſt leichter, eine Leiſtung an dem eigenen geiſtigen Zuſtand zu meſſen, als ſich dem Zuſtande, in dem man zu verweilen gewohnt war, entreißen und in Gebiete emporführen zu laſſen, zu denen man aus eigener Kraft nicht gelangen konnte.

Es iſt hier nicht der Ort, im Einzelnen auszuführen, wie in Folge dieſer Umſtände auf dem Gebiete des Kunſtverſtändniſſes die außerordentlichſte Verwirrung entſtanden iſt. Im Allgemeinen iſt es einestheils das Empfindungsleben, anderentheils die denkende und auf ein Wiſſen abzielende Thätigkeit des Geiſtes, zu denen man vorhandene Kunſtwerke in Beziehung ſetzt, um ſie ſich anzueignen. Wenn in den breiten Bildungsſchichten dieſe Verſuche, künſtleriſche Leiſtungen ſich nahe zu bringen, in anſpruchsloſer Vermiſchung erſcheinen, ſo treten ſie in den Kreiſen derer, die, über ſo naive Standpunkte erhaben, bis in das innerſte Geheimniß der Kunſt vorgedrungen zu ſein glauben, getrennt auf und kleiden ſich in das vornehme Gewand philoſophiſcher Prinzipien und wiſſenſchaftlicher Methoden. Im Grunde aber kommt man auch hier über ein theils ſentimentales, theils gelehrtes Verhältniß zur Kunſt nicht hinaus. Je größer aber die Macht iſt, die thatſächlich durch dieſe ſcheinbaren Arten des Kunſtverſtändniſſes über

den geistigen Zustand der Menschen ausgeübt wird, desto entschiedener muß man auf den Irrthum hinweisen, der in der Meinung liegt, das, was auf künstlerischem Wege entstanden sei, könne in anderer als künstlerischer Weise begriffen werden. In dem Umstande, daß der Künstler seine Aufgabe nicht erfüllen kann, ohne Werke hervorzubringen, die, wie alles Vorhandene, zu Empfindungswerthen und zu Gegenständen des Interesses für den denkenden Geist werden können, liegt keinerlei Grund dafür, daß man diese Werke ihrem Wesen nach verstanden habe, wenn man ihnen nach diesen Seiten hin gerecht geworden sei. Wohl aber liegt in dem Umstande, daß der Künstler in seiner Leistung ein ganz anderes Interesse an der Welt bethätigt, als das des Empfindens und des Denkens, ein sehr entscheidender Grund dafür, daß es weder dem Empfinden noch dem Denken jemals gelingen kann, den künstlerischen Schatz zu heben, der in dem Kunstwerk verborgen ist. Ja derjenige, der den Kunstwerken gegenüber sich von dem Interesse des Empfindens und Denkens nicht frei zu machen versteht, der ist noch nicht einmal an den Punkt gelangt, von dem der Künstler seinen Ausgang nimmt, und er kann keinen Zugang zu der eigentlichen Welt gewinnen, von der das künstlerische Bewußtsein erfüllt ist.

Wird aber der Kunst gegenüber Alles verworfen, was einem anderen Interesse als dem des Sehens entspringt, so scheint thatsächlich kein anderes Organ des Kunstverständnisses übrig zu bleiben, als das sehende Auge. Und

es fehlt ja auch nicht an Solchen, die immer und immer wieder darauf zurückkommen, man dürfe in der Kunst nichts anderes suchen, als was die Natur dem Auge offenbare. Sie haben das Verdienst, die Schatten zu zerstreuen, durch die alle jene sentimentalen, gelehrten, philosophischen Bemühungen das reine Bild der Kunst verdunkeln. Während aber die sichtbare Natur ihr Dasein dem sehenden Auge verdankt, verdankt die Kunst ihr Dasein eben nicht mehr nur dem Auge, und darum ist es auch mit dem bloßen Sehen der Kunst gegenüber nicht gethan. Wenn Jenen zufolge alles Urtheil über Kunstwerke, alles Verständniß derselben auf einem Vergleich zwischen dem beruht, was man in dem Kunstwerke, und dem, was man in der Natur sieht, und wenn dem Kunstwerk ein um so höherer Rang angewiesen wird, je größer seine Uebereinstimmung mit dem Naturbilde ist; so steht dem entgegen, daß der Künstler, indem er sich sehend der Natur entgegenstellt, nur am Anfang einer Thätigkeit steht, aus der etwas hervorgeht, was das Auge, so lange es auf sich selbst angewiesen bleibt, an der Natur nicht leisten kann, und daß daher ein Vergleich zwischen Natur und Kunst immer weniger möglich ist, je weiter der künstlerische Proceß fortschreitet und sich entwickelt.

Nur dadurch, daß man den Thätigkeitsvorgang erlebt, in dem sich Natur zum Kunstgebilde gestaltet, vermag man dem Künstler auf sein eigenes Gebiet zu folgen, ihn in seiner eigenen Sprache zu verstehen. Was nützt alles Sehen, wenn man sich nicht, unbefriedigt von allem Sehen,

ergriffen fühlt von jenem Drange, das Sehen zur Thätigkeit zu entwickeln, und in immer sich steigerndem Ausdruck Natur als ein Sichtbares sich anzueignen? Dann aber ist es doch der Künstler allein, der den Künstler begreifen kann; dann sprechen die Künstler eine Sprache, die Niemand verstehen kann außer ihnen, weil nur sie die Fähigkeit besitzen, sie zu sprechen! Dann ist die Kunst, an der mehr als an etwas anderem alle Menschen ihr Recht geltend machen, eine Geheimschrift, zu der nur Wenige den Schlüssel haben, während die Anderen sich mehr oder weniger kindlich an ihr vergnügen, ohne den wahren Sinn zu ahnen, der in ihr verborgen liegt! Und freilich muß man von vornherein darauf verzichten, daß Kunst etwas Allgemeinverständliches sein könne. Dieses Gebiet menschlicher Leistungen, welches so offen vor Aller Blicken zu liegen scheint, ist thatsächlich einem großen Theil der Menschen vollständig verschlossen. Denn wo sich in der Zusammensetzung der individuellen Natur das Bedürfniß nicht vorfindet, das Wirklichkeitsbewußtsein, sofern es auf den Wahrnehmungen des Gesichtssinnes beruht, zu höheren Formen zu entwickeln, da fehlt jede Möglichkeit, der künstlerischen Thätigkeit auf ihren Wegen zu folgen. Und wo die Natur versagt, da kann kein Bemühen, keine Belehrung helfen. Ja wo es zu einem Gegenstand der Bemühung, der Belehrung gemacht wird, den Einzelnen in eine Beziehung zur Kunst zu setzen, während die natürliche Bedingung zur Entstehung eines solchen Verhältnisses nicht gegeben ist, da gewinnen begreiflicherweise alle die Ver-

ſuche Spielraum, der Kunſt von Standpunkten aus gerecht zu werden, um die es dem Künſtler gar nicht zu thun iſt.

Iſt aber jedes Verſtändniß der künſtleriſchen Thätigkeit von vornherein Vielen verſchloſſen, ſo iſt das höchſte erſchöpfende Verſtändniß eines Kunſtwerkes dem vorbehalten, der das Kunſtwerk hervorbringt. Der Künſtler ſo gut wie Jeder, in dem ſich das geiſtige Leben nach einer beſtimmten Richtung hin über das gewöhnliche Maß entwickelt zeigt, eilt den Anderen voraus, und wird ſomit immer nur allein da anlangen können, bis wohin es ihm überhaupt zu kommen vergönnt iſt. Welcher Künſtler, auch wenn er Theilnahme, Beifall, Bewunderung findet, hat das Bewußtſein, ganz verſtanden zu werden? Bleibt nicht das, was er da erreicht hat, wo ſeine Fähigkeiten ſich zur höchſten Thätigkeit entwickelten, ſein ausſchließliches Geheimniß? Fühlt er nicht, daß er da, alle anderen Menſchen gleichſam im Dunkel hinter ſich laſſend, zu einer Höhe künſtleriſcher Erkenntniß emporgeſtiegen iſt, deren eben nur er in ſeiner Thätigkeit theilhaftig werden kann? Alles Verſtändniß, was ihm zu Theil wird, kann immer nur darauf beruhen, daß Andere ſich einigermaßen in die beſondere Entwickelung ſeines Bewußtſeins einzuleben vermögen, die ſich in ſeiner Thätigkeit vollzieht. Es wird immer nur ein annäherndes bleiben, weil jener Entwickelungsproceß ſelbſt ſich eben nur durch das eine Individuum bis zu der erreichten Höhe vollziehen konnte.

Sind es nun die Künſtler, die vor allen Anderen dieſes annähernden Verſtändniſſes für die künſtleriſchen

Leiſtungen Anderer fähig ſind, weil ſie wenigſtens aus eigenem Erlebniß den bildneriſchen Vorgang kennen, in dem das Streben nach Entwickelung des Bewußtſeins von einer ſichtbaren Welt Befriedigung ſucht, ſo iſt doch jene natürliche Anlage, die in ihrer Steigerung ſich als künſtleriſche Thätigkeit darſtellt, ſchon in geringerem Grade bei Vielen vorhanden, und dieſe ſind es, die in ſich ſelbſt den natürlichen und unmittelbaren Zugang zu der Welt der Kunſt finden. Was bei dem Künſtler als entwickelte Fähigkeit auftritt, das zeigt ſich hier als ein Bedürfniß, dem doch aus eigener Kraft nicht genügt werden kann. Während ſo Viele gar nicht ahnen, daß es auf dem Gebiete des Geſichtsſinnes mehr giebt, als das bloße Sehen und Geſehenes Vorſtellen zu beſtimmten, dem Gebiete des Geſichtsſinnes nicht mehr angehörigen Zwecken, gewinnt hier die bloße Thatſache, daß das Bewußtſein eines ſichtbaren Seins gegeben iſt, einen beſonderen ſelbſtſtändigen Werth. Mit dem vorherrſchenden Intereſſe, welches der Sichtbarkeit als ſolcher gewidmet wird, verbindet ſich die Einſicht in den unentwickelten, verworrenen Zuſtand, der dieſer Sichtbarkeit anhaftet, verbindet ſich das Bedürfniß, die Wahrnehmungen des Auges für das Auge in einer Geſtaltung ſich verwirklichen zu ſehen. Nur wer von Natur ſo geartet iſt, vermag das innerlich mit zu erleben, um was der Künſtler unabläſſig bemüht iſt. Er wird ſich den Werken der Kunſt gegenüber nicht mehr bloß ſehend verhalten, in dem Sinne, wie man ſich ſichtbaren Dingen gegenüber überhaupt ſehend verhält, vielmehr wird er ſich

ergriffen fühlen von der Vorstellung der Thätigkeit, aus der jene Werke hervorgegangen sind. Indem er sich diese Thätigkeit zu vergegenwärtigen, ihr zu folgen sucht, wird er unwillkürlich hinweggeführt aus allen den Gebieten des Fühlens und Denkens, in denen er sonst der Wirklichkeit gegenüber verharrt, mehr und mehr löst sich die Verwirrung, in der für sein Bewußtsein die Sichtbarkeit der Dinge verstrickt war; er sieht sich thatsächlich in die reine Welt der Kunst erhoben, in der sich die Erscheinungen der Dinge seinem verstehenden Auge zur Bestimmtheit, zur Ordnung, zur Gesetzmäßigkeit gezwungen darbieten. Hier, aber auch nur hier, wird die Kunst zur Offenbarung; sie zeigt das wirklich gethan, wohin das Bedürfniß des Geistes drängt, in ihr findet eine immer lebendige Frage, die von dem Gesichtssinn an die sichtbare Welt gestellt wird, immer erneute Beantwortung.

Auf Grund einer solchen Beziehung zur Kunst wird es möglich, auf dem weiten Gebiete der Production, auf dem, wie auf allen Gebieten menschlichen Strebens, neben der Stärke die Schwäche, neben dem Gelingen die Verirrung, neben dem Ernst der Trug liegt, diejenige Orientirung zu gewinnen, die dem Wesen der Kunst entspricht. Unter welchem noch so fremdartigen Gewand, in welchen noch so seltsamen Verbindungen irgend ein echtes Zeugniß künstlerischen Strebens den verwandten Geist trifft, da erfolgt ein unmittelbares Erkennen. Alle die tausendfältigen Verschiedenheiten, die Zeit und Ort der Entstehung, Zugehörigkeit zu den mannichfaltigsten Stoffgebieten mit

sich bringen, versinken, und wir fühlen uns dem, was uns aus zeitlicher und räumlicher Ferne zukommt, nicht fremder, als dem, was wir neben uns entstehen sehen. Durch alle zeitlichen und räumlichen Bedingungen hindurch sehen wir den Künstler im Grunde doch immer der Natur unmittelbar gegenüberstehen, und wie wir die Natur als ein beständig Gegenwärtiges aufzufassen gewohnt sind, so blicken wir in das ganze Reich der Kunst mit keinem anderen Interesse, als daß sich uns in ihm in unvergänglicher Gegenwart ein entwickeltes und erhöhtes Bewußtsein der sichtbaren Welt offenbart.

Nur so auch kann bei dem Einzelnen von einer künstlerischen Cultur die Rede sein. Denn diese besteht nicht darin, daß wir uns gewöhnen, unter den Dingen, mit denen wir unser Dasein ausstatten, dem äußerlichen Schein der Kunst einen hinreichenden Platz einzuräumen; sie besteht vielmehr darin, daß wir an der künstlerischen Production den dunklen und verworrenen Drang der eigenen Natur zum klaren Schauen entwickeln und uns in das besondere Weltbewußtsein hineinleben, welches in den Werken der Künstler zum Dasein gelangt. Haben wir einmal das eigene künstlerische Bedürfniß an der Betrachtung vergangener, an dem Miterleben gegenwärtiger Kunstthätigkeit entzündet, so fühlen wir unser geistiges Leben von dem Zuge einer neuen Entwickelung ergriffen. Wir stellen uns mit dem Künstler der Natur unmittelbar gegenüber und lassen uns leiten von der Kraft, die den sichtbaren Stoff der Erscheinungen, der auch vor unserem Be-

wußtſein ſich darſtellt, zu zuſammenhängenden und im höchſten Grade wahrhaftigen Beſtandtheilen des ſichtbar Seienden verarbeitet; und wenn wir von dem Streben, uns immer mehr und mehr in den Reichthum und die Mannichfaltigkeit der Kunſt hineinzuleben, eine Erhebung erwarten, ſo kann es keine andere ſein, als die Erhebung aus dem Zuſtande geiſtiger Unſicherheit und Beworrenheit zu der Höhe geiſtiger Klarheit und Beherrſchung des Seienden, die das Ziel jedes ernſthaften Strebens ſein muß.

7.

Es erübrigt, hier noch einige Bemerkungen anzufügen einestheils über das Verhältniß, in welchem jene künstlerische Thätigkeit in dem oben entwickelten Sinne des Wortes zu der thatsächlichen Kunstübung steht, in der sich ja keineswegs immer jener Sinn lebendig erweist, anderentheils über die Bedeutung, welche die Kunst, sofern sie in jenem Sinne verstanden wird, für die geistige Verfassung des Menschen gewinnt. Indessen muß hier zuvörderst einem Mißverständniß begegnet werden.

Auf Grund der obigen Ausführungen könnte man sich zu dem Schluß berechtigt glauben, daß jeder, sei es ausübenden, sei es betrachtenden Beschäftigung mit der Kunst, sofern ihr nicht jener ausschließliche Sinn innewohne, die Daseinsberechtigung bestritten werden müsse. Stellt man sich nun vor, wie sich ein allenthalben erwachsendes, mit jeder Generation sich erneuerndes Bedürfniß des Bildens und Schaffens mit den verschiedensten Zwecken verbindet, nach den verschiedensten Richtungen sich auslebt, wie mannichfaltig und fruchtbar auf der anderen Seite die Bedeutung ist, welche die Beschäftigung mit der

Kunst für die Menschen gewinnt, so wird man mit Recht denjenigen der Ueberhebung zeihen, der einer so reichen Welt des thatsächlich Vorhandenen von einem einseitig formulirten Standpunkt aus richtend und regulirend gegenüber tritt. Hier soll nun ausdrücklich betont werden, daß ein so anmaßliches Gebahren den vorliegenden theoretischen Ueberlegungen ganz fern liegt. Der alte erbitterte Kampf, den der Thätige gegen Theorie und Kritik führt, erneuert sich ja auch nur deshalb immer wieder, weil die Einsicht der Versuchung nicht widerstehen kann, sich in eine Macht verwandeln zu wollen, der sich Leben und Thätigkeit zu unterwerfen habe. Die Einsicht macht sich damit eines groben Irrthums schuldig. Mag die Thätigkeit, die Leistung sein, welche sie wolle, das Recht zum Dasein, und zwar so zu sein wie sie ist, wohnt ihr aus Gründen inne, die gar nicht vor das Forum theoretischer Ueberlegung gehören. Nur im Schaffen wird das Schaffen eine ebenbürtige Macht anerkennen, die zu besiegen oder der zu unterliegen ihr bestimmt ist. Die Einsicht hat es aber immer nur wieder mit Einsicht zu thun und wird sich selbst untreu, wenn sie sich zu verwerthen strebt, um praktische Herrschaft über etwas zu gewinnen, um dessen Erkenntniß es ihr ausschließlich zu thun sein kann. Wem es Ernst ist mit dem Begreifen der Erscheinungen des menschlichen Lebens, der wird so wenig auf den Gedanken kommen, Einfluß auf dieselben zu gewinnen, als es demjenigen, der die Vorgänge der Natur zu erkennen strebt, in den Sinn kommen kann, den Lauf der Natur ändern

zu wollen. Auch liegen ja alle Erfolge, die das Denken erringen kann, auf seinem eigenen Gebiet; die Bemühungen, die es macht, um eine Herrschaft auszuüben, wo ihm keine Machtbefugniß gegeben ist, bleiben im Grunde erfolglos. Vergleicht man, welche Wege die Production geht, und welche Wege ihr von jeher alle diejenigen vorzuschreiben unternommen haben, die über der Production zu stehen meinen, weil sie dieselbe zum Gegenstand ihres Nachdenkens machen, so erscheint der thatsächliche Einfluß der Theorie so außerordentlich geringfügig, die Entwickelung der Production so selbstständig, zumeist den Vorschriften derer, die das Ziel aller künstlerischen Thätigkeit im Voraus zu kennen vorgeben, so zuwiderlaufend, daß es zu verwundern ist, wie ein so vergebliches Bemühen nicht ein für allemal aufgegeben worden ist. Hier also soll keineswegs der Anspruch formulirt werden, daß die Welt besser thäte, das bunte Kleid abzustreifen, mit dem eine von so verschiedenartigen Tendenzen bewegte Kunstübung, eine von so verschiedenartigen Bedürfnissen eingegebene Kunstbetrachtung sie schmückt. Wenn versucht worden ist, inmitten des verwirrenden Reichthums, zu dem das bildnerische Thun sich beständig entfaltet, des eigentlichen Urphänomens künstlerischer Thätigkeit habhaft zu werden, so kann daraus keine andere Consequenz gezogen werden, als daß man zu der zweiten Einsicht fortschreitet, inwieweit alles das, was sich in das äußere Gewand der Kunst kleidet, sich auf jenen reinen Ursprung des künstlerischen Strebens zurückführen läßt, inwieweit es hingegen in außerkünstlerischen

Bestrebungen sein zweideutiges Herkommen hat. Und andererseits kann es in Betreff der vielseitigen Beziehungen, die sich zwischen den künstlerischen Leistungen und den betrachtenden Menschen herstellen, nicht der Sinn der vorausgehenden Erörterungen sein, daß es überhaupt nur eine einzige Beziehung zur Kunst geben dürfe; wohl aber wird sich an die Einsicht, auf welche Weise allein dem Kunstwerk sein eigenster Inhalt abgewonnen werden könne, die Ueberlegung anschließen, welche Bedeutung dann der Entstehung und dem Vorhandensein von Kunstwerken für den Menschen beizulegen sei.

Wie auch immer die Aufgabe formulirt werden mag, die der Künstler zu erfüllen habe, so ist es doch eine Vereinigung von Anschaulichem und Nichtanschaulichem in einem gemeinsamen Ausdruck, die von ihm gefordert zu werden pflegt. So groß die Gegensätze sein mögen, durch welche die Ansichten über Kunst von den Höhen philosophischer Ueberlegung bis hinab in die breiten Schichten naiven Genusses getrennt sind, immer ist es ein Zweierlei, dessen Vereinigung durch den Künstler im Kunstwerk vorausgesetzt wird. Mag es mehr die denkende oder mehr die fühlende Natur des Menschen sein, in der der Ursprung für den wesentlichen Inhalt künstlerischen Schaffens gesucht wird, immer bleibt dem Künstler der unmittelbare Ausdruck versagt, und er sieht sich darauf angewiesen, das, was als der eigentlich bedeutungsvolle Inhalt seines Thuns ausgegeben wird, mittelbar an etwas zum Ausdruck zu bringen, was sich zunächst weder der denkenden, noch der

fühlenden Natur des Menſchen, ſondern nur ſeinem Sehvermögen darſtellt. In Folge deſſen ſieht man davon ab, daß der Künſtler im eigentlichen Sinne des Wortes doch nichts anderes zum anſchaulichen Ausdruck bringen kann als eben Anſchauliches, und ſchreibt ihm gleichſam eine Sprache, ein Ausdrucksmittel zu, dem das eigenthümliche Vermögen zuſtehe, Nichtanſchauliches und Anſchauliches in einem einheitlichen, untrennbaren Gebilde zu vereinigen. Es ſoll hier nicht von der Täuſchung die Rede ſein, die der Annahme einer ſolchen Möglichkeit zu Grunde liegt; die Folge dieſer Auffaſſung, in ſo vielen Modificationen ſie ſich auch darſtellen mag, iſt aber immer, daß als die Aufgabe der Kunſt die Verſchmelzung von Sichtbarem und Nichtſichtbarem angeſehen wird, und daß man den Werth der künſtleriſchen Leiſtung abhängig macht von dem Grade, in dem es gelungen ſei, Form und Inhalt in eine neue Einheit zu verwandeln, die dann weder nur Form, noch nur Inhalt ſein ſoll.

Ueberlegen wir, was wir im Vorhergehenden verſucht haben, als innerſten Sinn künſtleriſcher Thätigkeit darzuſtellen, ſo leuchtet ein, daß wir zu einem ganz entgegengeſetzten Ergebniß kommen müſſen. Das Streben des Künſtlers geht nicht auf einen Ausdruck, in dem verſchiedenartige Intereſſen des Empfindens und Denkens ſich zu einer Einheit verbinden; dieſe Einheit beſteht in Wahrheit nicht; es kann dann nur von einem Product die Rede ſein, von welchem, nicht anders als von einem Naturproduct, die mannichfaltigſten Anregungen ausgehen. Gerade aus

dieſer Concurrenz der Intereſſen, der der Menſch in der Regel unterworfen bleibt, ſahen wir den Künſtler ſich retten. Freilich müſſen wir auch im höchſten Kunſtwerk einen Empfindungsgehalt und einen dem anſchaulich Gebotenen zu entnehmenden nicht anſchaulichen Inhalt thatſächlich anerkennen; aber wir deuten dieſe höchſten Leiſtungen künſtleriſcher Kraft nicht ſo, daß es in ihnen am vollendetſten gelungen ſei, in bildneriſchen Hervorbringungen, die zunächſt nur dem Auge geleiſtet erſcheinen, Anregungen für die Empfindung zu geben, im anſchaulichen Ausdruck einen mannichfaltigen Inhalt zu vergegenwärtigen, der den verſchiedenſten Gebieten des Bewußtſeins angehört, kurz in dem dem Auge ſich darſtellenden Gebilde möglichſt vielen dem ganzen Bereich des Empfindens und Denkens angehörigen Forderungen Genüge zu thun. Im Gegentheil vermögen wir die erreichte künſtleriſche Höhe nur darin zu finden, daß das Intereſſe an der Entwickelung der im bildneriſchen Proceß ſich realiſirenden reinen Geſichtsvorſtellung das Intereſſe an einer Ausgeſtaltung des bildneriſchen Erzeugniſſes nach anderen Geſichtspunkten überwachſen hat. Nur dadurch kann der Künſtler von der Unverfälſchtheit und Stärke ſeiner Begabung Zeugniß ablegen, daß er die Rückſichten auf allerlei Gehalt und Inhalt, die ſeine bildende Thätigkeit beeinfluſſen könnten, zurückdrängt und ſich ganz allein von dem Streben nach Entwickelung des Geſichtsbildes beſtimmen läßt. Und wenn man ſonſt im Kunſtwerk dem, was ſich ausſchließlich dem Geſichtsſinne darbietet, eine untergeordnete Rolle zuzutheilen

pflegt im Verhältniß zu dem Empfindungs- und Gedankengehalt, als dessen Träger das sichtbare Gebilde betrachtet wird, so müssen wir dieses Verhältniß umkehren und alle Wichtigkeit, die einem Kunstwerk als solchem zugeschrieben werden kann, in seine Sichtbarkeit verlegen.

Die vorurtheilsfreie Betrachtung derjenigen Werke, in denen die glänzendsten Bethätigungen künstlerischer Begabung vorliegen, kann dies nur bestätigen. Freilich werden dieselben Kunstwerke von jeder Theorie, die über die Aufgaben der Kunst formulirt wird, als Beweismaterial beansprucht und benutzt; dies ist aber nur dadurch möglich, daß man nicht darnach fragt, welches Interesse für den Künstler maßgebend war, als er sein Werk gerade so bildete, wie es thatsächlich vorliegt, sondern den Werth des Werkes aus demjenigen Interesse ableitet, mit dem man selbst demselben entgegentritt. Dem unbefangenen Blick kann es gar nicht verborgen bleiben, daß gerade die höchsten künstlerischen Leistungen sich dadurch kennzeichnen, daß bei ihrer Hervorbringung das Streben, in der bildenden Entwickelung der Gesichtsvorstellung immer weiter vorzudringen, jegliche Rücksicht auf Werthe anderer Art weit hinter sich gelassen hat. Wo wir den Künstler von der Leidenschaft ergriffen sehen, die der Natur von dem Auge unmittelbar entnommene Gestalt bildend zu immer gegenwärtigerem Vorhandensein zu bringen, da nehmen wir zugleich wahr, daß für ihn dasjenige allen Werth verliert, was an dem Kunstwerk nur mittelbar und nicht durch dasselbe unmittelbar sichtbar zum Ausdruck kommen kann.

Sind wir einmal zu der Erkenntniß gelangt, daß das Maßgebende für die sichtbaren Werke bildender Thätigkeit nicht in einem Zusammentreffen von empfindbaren und denkbaren, aber nicht sichtbaren Werthen, sondern ausschließlich in dem sichtbar Erreichten liegt, so kann unser Urtheil über künstlerische Leistungen nicht mehr dadurch getrübt werden, daß es bald durch diesen, bald durch jenen Werth bestimmt wird, den unser Empfinden und unser Denken in ihnen wahrnimmt. Die ungeheure Welt der Kunst liegt klar vor unseren Augen. Was wir unmittelbar durch den Gesichtssinn auf diesem reichen, in unendlicher Mannichfaltigkeit der Gestaltungen sich darstellenden Gebiete wahrnehmen, das, wissen wir, ist die ganz eigene Arbeit der besonderen künstlerischen Anlage, die dem Menschen innewohnt; was wir nur mittelbar als der Empfindung oder der Reflexion zu gute kommend aus dieser Welt von Gebilden uns aneignen, das, wissen wir, sind Nebenwerthe, die zwar durch die künstlerische Arbeit mit ins Leben gerufen werden, ohne jedoch als bestimmende Mächte da angesehen werden zu können, wo die bildnerische Arbeit unverfälscht auftritt. Und nun gewinnen wir all dem gegenüber, was unter dem großen Namen der Kunst zusammengefaßt wird, einen eigenthümlich bestimmten Standpunkt. Es ist ein reiches, mannichfaltiges Bild, glänzend und von vielfacher Bedeutsamkeit, welches an uns vorüberzieht, wenn wir uns in den Schatz der Denkmäler vertiefen. Was wir darin zu erkennen vermögen, wird aber nicht das Bild einer Entwickelung sein, in der sich das

Einzelne in einem großen, einheitlichen Zusammenhange darstellt; vielmehr ist es das Schicksal, dem eine einfache und klare Thätigkeit der menschlichen Natur in den Verwirrungen des Lebens thatsächlich verfällt, worüber uns die unbefangene Betrachtung der dem Auge sich darbietenden Leistungen belehrt. Gleichgültig wird uns jene Geschichte der Kunst werden, die alles in sich aufnimmt, was sich in das äußere Gewand der Kunst kleidet, und für die alles bedeutend ist, was von irgend einem Standpunkt aus von den vorhandenen Kunstwerken ausgesagt werden kann; nichts anderes wird sich uns in der Betrachtung jenes weiten Schaffensgebietes enthüllen, als die nie ruhende Bethätigung der besonderen Beziehung, in die der Mensch durch die künstlerische Begabung zur sichtbaren Welt gesetzt wird.

Sondert sich so vor unserem Auge aus der bunten verwirrenden Menge künstlerischen Thuns, von der sich das Leben jeder Zeit, jedes Volkes begleitet zeigt, der echte künstlerische Gehalt, der jenem Thun innewohnt, so müssen wir uns zunächst eingestehen, daß sich oft genug unter einem anspruchsvollen und glänzenden Schein künstlerischen Hervorbringens ein recht kümmerlicher Gehalt verbirgt. Freilich ist in jeder Kunstübung, auch wenn sie noch so stümperhaft, noch so willkürlich nach entlegenen Zielen abgelenkt erscheint, eine Aeußerung ursprünglichen künstlerischen Könnens und Wollens verborgen, und andererseits sehen wir in Zeiten allgemeiner Verirrung auch große und selbstständige Begabungen auftreten; in ihnen scheint

die Kunst gleichsam wieder zu sich selbst gekommen zu sein; aber sie führen ein vereinzeltes und oft verborgenes Dasein; die Entwickelung wird ihnen verkümmert durch das anspruchsvolle Auftreten einer Kunstübung, die ihre eigene Schwäche durch falschen Glanz zu verdecken sucht. Ab und zu aber im Leben der Völker erfährt jene besondere Fähigkeit eine erstaunliche Steigerung; ein Interesse, welches sonst nur eine untergeordnete Rolle spielt, zuweilen nahezu ganz hinter anderen Interessen zurücktritt, erscheint plötzlich im Vordergrund des Lebens; leidenschaftlich drängt es den menschlichen Geist, die Grenzen seines Daseins nach dieser einen Richtung hin zu erweitern; zahlreiche Begabungen treten in den Dienst der einen Arbeit; es ist ein Wetteifer, um auf tausend Pfaden, die alle in der gleichen Richtung laufen, vorwärts zu kommen; es ist, als ob der Mensch vornehmlich um seines Sehens, die Welt vornehmlich um ihrer Sichtbarkeit willen vorhanden wäre. In solchen Zeiten ist es, wo wir die seltene geniale Kraft, der es zu allen Zeiten vorbehalten ist, eine ausnahmsweise Entwickelung des Bewußtseins zu vollziehen, dies gerade nach dieser einen Richtung hin vollbringen sehen; es entstehen jene Werke, in denen die Sichtbarkeit des Seienden in so vollendetem, überzeugendem Ausdruck gegenwärtig wird, daß sie uns wie mit der Macht der Offenbarung entgegentritt.

In diesen sogenannten guten Zeiten der Kunst ist nun jenes Streben nach bildnerischer Entwickelung einer Sichtbarkeit so mächtig, die Begabung, diesem Streben

Genüge zu thun, so stark und so weit verbreitet, daß sich das ganze Gebiet der Kunstübung davon beherrscht zeigt. Nicht nur da, wo der künstlerische Genius, frei von gebotener Unterordnung unter einen vorgeschriebenen Zweck, ungehindert seine eigenste Bahn verfolgen kann, nein, bis in die Sphären hinab, wo ein praktisches Bedürfniß alles Recht an die Gestaltung eines geforderten Gegenstandes in Anspruch zu nehmen scheint, zeigt sich jene Macht. Wo nur immer das Auge einen Antheil hat an dem, was durch menschliche Arbeit hervorgebracht wird, da macht sich das Bemühen geltend, eine Form zu finden, die nur aus den Forderungen des Auges entstanden zu sein scheint. Es ist nicht das Streben, im anschaulichen Gebilde Nichtanschauliches, wie Bestimmung, Zweck des Gegenstandes, zum Ausdruck zu bringen, noch viel weniger das Bedürfniß, ein Symbol zu schaffen, in dem der reflectirende Geist die Anregungen vereinigt findet, das vorliegende Werk als im Mittelpunkt mannichfaltiger Beziehungen stehend aufzufassen, auch nicht der Wunsch, durch das, was dem Auge geboten wird, einen unmittelbaren Reiz auf die Empfindung auszuüben; es ist vielmehr das Interesse des Auges, welches allein die formende Hand leitet. Dem Naturobject gegenüber, welches wir hinnehmen müssen, so wie es uns entgegentritt, dem Product menschlicher Thätigkeit gegenüber, für welches bald diese bald jene Rücksicht maßgebend erscheint, handelt es sich hier darum, daß etwas hervorgebracht wird, was nur um seiner Sichtbarkeit willen vorhanden zu sein scheint.

Das Geheimniß sogenannter Stilisirung besteht darin, daß uns auch der gewöhnlichste Gegenstand des täglichen Lebens als eine zum bestimmten Gebilde entwickelte Gesichtsvorstellung gegenwärtig zu werden vermag.

So wenden sich die Erzeugnisse jener bevorzugten Zeiten der Kunst, von den Werken an, die nur um der künstlerischen Bethätigung willen vorhanden sind, bis hinab in die weiten Gebiete aller der Gegenstände, die dem täglichen Leben und dem Gebrauche dienen, vornehmlich an das Auge, nicht aber, um durch den Gesichtssinn auf die Gefühls- und Ideenwelt zu wirken, sondern in dem Sinne, daß eine weitverbreitete Begabung, was sie berührt, aus der Verworrenheit, in der alles beharrt, solange es der Concurrenz der Sinne, der Herrschaft der Gefühle, der Verstrickung geistiger Beziehungen unterworfen bleibt, erlöst und in den unmittelbaren Ausdruckswerth eines sichtbaren Seins verwandelt. In nichts anderem besteht der Zauber, der auf den Werken solcher Zeiten ruht, und der dieselben für das kundige Auge wie verklärt erscheinen läßt.

Wenn aber schon in jenen Zeiten großer und weitverbreiteter Begabung keineswegs überall jenes Streben so rein und mächtig auftritt, daß es zu einem vollendeten Gelingen führt, so kommt, sobald jene Begabung schwindet, vielfache Verwirrung zur Herrschaft. Damals war die gesammte künstlerische Thätigkeit, welchen Bedürfnissen sie auch sonst noch genügen mochte, von dem einen Bedürfniß durchdrungen, dem alle anderen Rücksichten geopfert wurden, das Sein auf seine Sichtbarkeit zu reduciren und

eine Ausdrucksform zu finden, die zunächst nur Existenz für den Gesichtssinn habe. Dieses Bedürfniß hatte die gesammte künstlerische Production bei aller ihrer sonstigen Verschiedenartigkeit zusammengehalten und hatte sie als einem großen Gesetz gehorchend sich darstellen lassen. Dieses Band nun lockert sich gar bald. Jenes die gesammte Kunstarbeit beherrschende und nach einem Ziel hindrängende Princip kommt abhanden, und an seiner Stelle erhalten untergeordnete Rücksichten die Herrschaft über die bildnerische Gestaltung. Auch in jenen seltenen Zeiten sehen wir auf dem Gebiete der Kunst eine unerschöpflich reiche Phantasie sich entfalten; wir nehmen wahr, wie dem Bedürfniß nach Schmuck, nach Verschönerung der dem Auge sich darbietenden Seite des Lebens in immer neuer Weise genügt wird; wir bewundern, in welcher Ausdehnung und mit welchem Erfolge die bildnerischen Ausdrucksmittel geschickt gemacht werden, Vorgänge, die das Interesse der Zeit in Anspruch nehmen, darzustellen, Ideen, von denen die Zeit bewegt ist, aufzunehmen. Diese Bestrebungen sind es, in denen man häufig genug den wesentlichen Inhalt jener großen künstlerischen Epochen sehen zu müssen glaubt, und von deren Förderung man sich die Erhaltung oder die Wiederherbeiführung künstlerischer Leistungsfähigkeit verspricht. Ihnen fällt die Führung unwillkürlich zu, wenn jene höchste Kraft erlahmt, der alle Phantasie, alles Schönheits- und Darstellungsbedürfniß unterthan war. Unter ihrer Herrschaft tritt unaufhaltsam der Verfall der Kunst ein. Willkürlich wuchert die Production bald nach der

einen, bald nach der anderen Seite, sobald sie in allen ihren Aeußerungen nicht mehr jenem obersten Princip gehorcht. Die Erfahrung lehrt dies deutlich genug. Sowohl in den Jahrhunderten, die der großen Zeit griechischer Kunst folgen, als auch in denen, die sich an die moderne Blütheperiode der Kunst anschließen, Jahrhunderten, denen auch unsere eigene Zeit angehört, nehmen wir kaum einen Nachlaß in der künstlerischen Thätigkeit wahr, soweit diese von den treibenden Mächten der Einbildungskraft, des Verlangens nach Schmuck des Daseins, des Darstellungsbedürfnisses abhängt. Und doch hat in beiden Fällen der Niedergang der Kunst rasche und unaufhaltsame Fortschritte gemacht. Nun steht die gestaltende Hand nicht mehr ausschließlich im Dienste des zum Ausdruck sich entwickelnden Sehprocesses; vielmehr ist es ebensosehr die Lust an decorativer Verwerthung der künstlerischen Mittel, die maßgebend wird für die schaffende Thätigkeit, wie der Hang, alles und jedes zum Gegenstand bildlicher Darstellung zu machen; allerhand Nebenwerthe treten an die Stelle der eigentlich künstlerischen Ausdruckswerthe.

Wohl sehen wir das Beispiel großer Zeiten oft lange nachwirken. Die gewaltige Entwickelung, die unter den bildenden Händen zahlreicher bedeutender Künstler das Vorstellungsleben, soweit es auf dem Gesichtssinn beruht, erfährt, stellt sich in Formen dar, die nachgeahmt und verwendet werden können; es ist wie eine reiche Erbschaft, die den nachfolgenden Zeiten zufällt. Die Herrschaft, die diese Formen über die bildnerische Thätigkeit der Folge-

zeiten ausüben, begründet eine Tradition, durch die scheinbar eine gewisse Höhe der Kunst erhalten wird. Indessen macht es sich nur zu bald geltend, daß jene Formen nur übernommen, nicht innerlich erlebt und selbstständig entwickelt sind. Da ihre Verwendung nicht auf einer inneren Nothwendigkeit, sondern darauf beruht, daß sie als erlernbar bequem zur Hand sind, so schwächt sich ihre Macht allmählig ab; der Zusammenhang, in dem sie ursprünglich standen, lockert sich, und unter der Willkür unkünstlerischer Tendenzen geht mehr und mehr ihre Reinheit verloren. Die Geschichte so vieler künstlerischer Formen ist nur so zu verstehen. Nichts anderes ist sie als eine allmählige Degeneration. Und je mehr auch jene Scheinherrschaft, welche eine große Tradition über die künstlerische Thätigkeit ausübt, verloren geht, desto verworrener wird das Bild, was diese bietet. Welche sonderbaren Mächte sehen wir da zur Herrschaft gelangen! Ob es die niederen Bedürfnisse nach Abwechslung, Reiz, Unterhaltung sind, denen durch die Mittel der Kunst Befriedigung geboten werden soll; ob es die idealen Bestrebungen sind, die sich das Recht zuschreiben, auch die Kunst in ihren Dienst zu zwingen: der Erfolg wird immer der gleiche sein. Was sich unseren Augen darbietet, sobald wir uns von jenen großen Zeiten weg und der Kunstübung anderer Jahrhunderte zuwenden, ist ein Bild zunehmender Verwirrung, in dem uns mehr oder minder entstellte Bruchstücke aus den Errungenschaften jener seltenen Epochen daran mahnen, daß die Kunst überhaupt ein eigenes Gesetz besitzt, dem sie zu gehorchen hat.

Was nun die Bedeutung anlangt, die der Entstehung und dem Vorhandensein künstlerischer Hervorbringungen für den geistigen Zustand der Menschen im allgemeinen zugeschrieben werden muß, sofern die Auffassung und das Verständniß der Kunst demjenigen Inhalt entspricht, den wir für die Production selbst als allein maßgebend bezeichnet haben: so ist auf eins schon im Vorhergehenden hingewiesen worden, auf die Klarheit, die derjenige auf dem weiten und anscheinend so verworrenen Gebiete der künstlerischen Thätigkeit gewinnt, der sein Auge einmal jenem ersten und letzten Geheimniß der Kunst geöffnet hat. Alles das, was man wohl sonst zu ergründen sucht, wenn man das Verständniß eines Kunstwerkes zu erweitern und zu vertiefen bestrebt ist, die formalen Eigenthümlichkeiten, von denen bestimmte unmittelbare Wirkungen auf die Empfindung ausgehen, die Beziehungen, in denen das Werk dem Gegenstande der Darstellung nach zu mannichfachen Gebieten des Lebens steht, die Bedeutung, die es gewinnt, wenn man in ihm ein Resultat geschichtlicher Mächte und zugleich selbst eine Macht erblickt, von der geschichtliche Wirkungen auf die Gesammtheit des Culturlebens ausgehen, alles das wird ihm das wahre Wesen des Kunstwerks weniger zu offenbaren, als vielmehr zu verhüllen scheinen. Denn er wird einsehen, daß durch die beständige Vermehrung der Gesichtspunkte, von denen aus die Betrachtung der Kunstwerke unternommen wird, der eine Gesichtspunkt nur verdunkelt werden kann, von dem aus allein ein Eindringen in die künstlerische Qualität möglich ist.

Daß dem Kunſtwerk ein Werth für unſer Empfinden innewohnt, daß in ihm eine Bedeutung zum Ausdruck gelangt, die wir nur auf dem Wege des Denkens uns aneignen können, ſei es, daß uns ein Vorgang dargeſtellt, ſei es, daß uns ein Symbol gegeben wird, daß dieſe Bedeutung wiederum weiter wirkt auf die Geſammtheit unſeres denkenden Lebens, dies alles wird ihm nicht viel wichtiger erſcheinen als der Umſtand, daß der Künſtler, indem er durch und für den Geſichtsſinn arbeitet, an einen ſinnlich gegebenen Stoff gebunden iſt, der nicht nur für den Geſichtsſinn, ſondern auch noch für andere Sinnesgebiete vorhanden iſt. So gut er bei der Betrachtung des Kunſtwerks davon abſehen muß, daß das, was ſich ſeinen Augen darbietet, zugleich ein taſtbarer Gegenſtand iſt, ſo gut muß er auch davon abſehen, daß der Künſtler bei ſeiner Geſtaltung noch in anderem Sinne an einen Stoff gebunden iſt, der nicht nur für das Auge, ſondern für das geſammte Fühlen und Denken vorhanden iſt. Nur wenn ihm das gelingt, wird er durch alle die Hüllen, die zufolge jener doppelten ſtofflichen Gebundenheit das Kunſtwerk umgeben, bis zu dem innerſten Kern des künſtleriſchen Schaffens hindurchdringen. Hatte jener gewaltige bald mehr gelehrte, bald mehr philoſophiſche Apparat, mit dem er der Kunſt ſich gegenüber zu ſtellen angeleitet worden war, ſeinen Blick nur getrübt, ſo liegt es nun klar und offen vor ihm, was der beharrende Sinn in allen den nach Zeit und Ort ſo tauſendfach abwechslungsreichen Geſtaltungen iſt: in allen Metamorphoſen erkennt er ihn, und nur ihn wieder:

er verfolgt ihn in seinen schwächsten und verborgensten Spuren so gut wie da, wo er aus vollendeten Leistungen mächtig zu ihm spricht. Nun erst erscheint ihm die Kunst als ein eigenthümliches, in sich abgeschlossenes Gebiet menschlicher Thätigkeit; nicht mehr im Zusammenhange mit allen Seiten des geistigen Lebens stellt sie sich ihm dar, sondern diesem Zusammenhange entwunden als eine von den ursprünglichen, ein Reich für sich bildenden Bethätigungen der menschlichen Natur.

Aber es ist noch eine andere, viel werthvollere Klarheit, die demjenigen zu Theil wird, der die Kunst ihrem wahren Wesen nach zu verstehen trachtet. Zwar kann man sich im allgemeinen schwer von der Ansicht losmachen, daß nur derjenige eines vollen und tiefen Erfassens des Kunstwerks fähig sei, der mit allen Seiten seiner empfindenden Natur, mit allen Interessen seines denkenden Geistes der formalen Beschaffenheit und der inhaltlichen Bedeutung desselben gerecht zu werden suche. Es wird dadurch ein Eindruck, ein Erlebniß erzielt, wie es allerdings nur dem Kunstwerk verdankt werden kann, da sich nur in ihm die Möglichkeiten zu so verschiedenartigen und weittragenden Wirkungen vereinigt finden. Auch ist der Erfolg eines so allseitigen Eingehens auf ein vorliegendes Werk ein ganz eigenthümlicher und mit nichts anderem vergleichbarer. Wer ihn an sich erleben will, der isolirt sich mit dem Kunstwerke, schließt sich so viel als möglich von allem ab, was abgesehen von demselben auf ihn wirken könnte; er versenkt sich in dasselbe in dem Sinne, daß alles, was

in ihm vorgeht, seinen Ursprung in der Betrachtung des Werkes hat. Aus dem dauernden Anblick desselben entwickelt sich eine ganze Welt in ihm; alle Forderungen, die die Fähigkeiten seiner Natur stellen, finden hier ihre zeitweilige Befriedigung. Von dem Werke geht, sich immer erneuernd, das Wohlbehagen aus, welches aus dem Reiz des unmittelbaren Anblicks entspringt; aus der nächsten Deutung, die der denkende Geist dem Dargestellten giebt, entfalten sich Beziehungen auf Beziehungen, und die ursprünglich begrenzte Bedeutung erscheint ins Unendliche erweitert. Das Bedürfniß, die Tiefe des Gefühls, die Kraft der Leidenschaft dem zu leihen, was vor das Bewußtsein tritt, vereinigt wie in einem homogenen Elemente alle die Anregungen, die von dem Kunstwerke ausgehen, und indem die Wirkung des Gesehenen auf das Gemüthsleben sich steigert, scheint erst der ganze unbegrenzte Gehalt, der aus dem Werke dem menschlichen Bewußtsein zufließt, seine wahre Bedeutung und seinen maßgebenden Werth für den Menschen zu erhalten. Es ist ein extensives und intensives Sichaneignen, welches einer unbegrenzten Steigerung fähig erscheint, und wodurch allein es möglich wird, daß ein in so engen Grenzen eingeschlossenes Ding, wie das Kunstwerk thatsächlich ist, seine Macht über die ganze innere Welt des Menschen ausdehnen kann. Die höchsten Beispiele solcher Wirkungen wird man immer auf dem Gebiete der religiösen Kunst finden. Hier vereinigt sich mit der sinnlichen Macht, die das sichtbar uns Entgegentretende ausübt, diejenige geistige Macht, der keine andere an Tiefe

der Wirkung gleichkommt. Das religiöse Interesse, einmal erregt, verbreitet sich nicht nur über das intellectuelle Leben des Menschen, es greift an die Herzen, bringt in alle Kräfte des Gemüths, bewegt alle Leidenschaften. Es ist bezeichnend, daß schon eine sehr rohe Kunst, sobald sie mit der eindringlichen Sprache, die nur dem bildlichen Ausdruck zu Gebote steht, dem Menschen jenes Gebiet nahebringt, auf dem seine wichtigsten Güter, seine sichersten Besitzthümer, seine letzten Hoffnungen liegen, einer tiefgehenden Wirkung sicher ist. Und dazu tritt in den höheren Regionen der Kunst der ganze Zauber der Schönheit und Phantasie, der sich über die Welt religiöser Vorstellungen ausbreitet, die ganze Gewalt sinnenfälliger Gestaltung, die uns, wo wir nur unbestimmt ahnend und glaubend uns zu verhalten wagten, eine Welt bestimmtester, unauslöschlich sich uns einprägender Bilder bietet. Es ist nicht zu verwundern, daß Viele der Ansicht sind, die Kunst vermöge nur in Verbindung mit der Religion ihre höchste Bestimmung zu erreichen, so wie ja auch ihre Anfänge von der Nothwendigkeit jener Verbindung Zeugniß ablegten.

So mächtig und bedeutungsvoll nun aber auch die Wirkungen sein mögen, die von der Kunst in diesem Sinne ausgehen, und von denen die Wirkungen der religiösen Kunst das recht eigentlich vorbildliche Beispiel sind, so darf man doch nicht verkennen, daß diese Wirkungen sehr zusammengesetzter und unklarer Natur sind. Ueber der Gewalt der Erregung versäumt man leicht die Prüfung,

welcher Art diese Erregung ist. Betrachten wir den Zustand genauer, in dem wir uns selbst befinden, sofern wir uns mit der Lebendigkeit unserer Empfindung, mit der Reichhaltigkeit unserer geistigen Interessen, mit allen Fähigkeiten unseres Gefühllebens rückhaltlos den Anregungen überlassen, die von einem Kunstwerk ausgehen, so werden wir finden, daß wir recht willenlos einem ununterbrochenen Wechsel verschiedenartiger innerer Zustände anheimgegeben sind. Bald bleibt das unseren Augen sich darbietende Bild mit seinen unmittelbaren Wirkungen auf die Empfindung im Vordergrunde des Bewußtseins, bald wird dieser unmittelbare Eindruck verdrängt, und es gewinnen die geistigen Anregungen die Oberhand, die uns von dem, was wir sehen, hinweg in allerhand Gebiete des Wissens und Denkens führen, bald drängen sich die geheimen Mächte des Gemüths hervor, und indem sich uns im Bilde unmittelbar vergegenwärtigt, was uns rühren und ergreifen kann, sind wir doppelt erregt und erschüttert. Wenn wir dies alles, was in raschem Wechsel in uns vorgeht und uns nach allen Seiten unseres Wesens in Anspruch nimmt, auf den einen Mittelpunkt, das Kunstwerk beziehen, mag es uns wohl scheinen, als ob wir eines einheitlichen Gesammteindruckes theilhaft würden; bei näherer Prüfung aber werden wir der Täuschung inne und gestehen uns den verworrenen und verschwommenen Zustand ein, in den wir versetzt worden waren. Und ferner werden wir uns nicht verhehlen können, daß die Befriedigung, die Erhebung, die wir der Kunst in jenem Sinne verdanken, im Grunde

doch auf eine Art Selbstgenuß hinausläuft. Es ist ein Zustand passiver Empfänglichkeit, dem wir uns hingeben, und je reicher sich in uns bei der Betrachtung eines Kunstwerks jenes Durcheinanderwogen von Vorgängen des Empfindens, des Denkens, des Fühlens entwickelt, desto mehr geht die aktive Energie unseres Geistes in einem allgemeinen Wohlbehagen unter. Hierin liegt der Grund, daß, so hoch auch die Kunst in der Meinung der Menschen stehen mag, doch immer ein bestimmter Gegensatz zwischen ihr und jenen ernsthaften Thätigkeiten festgehalten wird, von denen nicht so sehr ein Genuß, als vielmehr eine geistige Förderung erwartet wird. Auch braucht es nicht ein Zeichen von Uncultur zu sein, es kann vielmehr von Kraft und Ernst des Geistes Zeugniß ablegen, wenn der Einzelne sich von der Kunst abwendet, sobald ihm die wahre Natur des inneren Zustandes klar geworden ist, in dem sich diejenigen befinden, die sich in der hergebrachten Weise ihren Wirkungen überlassen. Ja gewisse der neuesten Zeit angehörende Bewegungen, die entweder die Kunst überhaupt von dem Programm der bevorstehenden geistigen Entwickelung streichen möchten oder von ihr die Mitarbeit an den ernsten Aufgaben wissenschaftlicher Forschung verlangen, verdienen den Vorwurf geistiger Rohheit weniger deshalb, weil sie sich gegen die Rolle auflehnen, die die Kunst im geistigen Leben zu spielen pflegt, als vielmehr deshalb, weil sie aus einem Mißverständniß über die Bedeutung entspringen, die der Kunst auf Grund der Einsicht in ihr innerstes Wesen gebührt.

Die Wirkungen, welche der Mensch von der Kunst empfängt, sobald er sein Verständniß ihrem innersten und doch nächstliegenden Sinne öffnet, ist in der That eine jener oben geschilderten ganz entgegengesetzte. Aus allem Vorhergehenden geht hervor, daß es nur dann gelingen kann, die Kunst in ihrer eigenen Sprache zu verstehen, wenn man dem Kunstwerk gegenüber vermag, nicht nur sich aus dem Gewirr concurrirender Sinneswahrnehmungen zu erheben, sondern auch allen Ideenverbindungen zu entsagen, zu denen sich der reflectirende Geist geneigt zeigt, auf den Genuß zu verzichten, den die Ausbeutung eines Eindrucks durch das Gefühl gewährt. An die Stelle jenes verworrenen Zustandes, in den wir die Menschen im allgemeinen durch die Kunst versenkt sahen, tritt nun ein einfaches und klares Bewußtsein; wir sehen uns durch die Kunst nicht mehr in jene unentwickelten und nicht entwickelungsfähigen Zustände entrückt, in denen wir willenlos dem Wechsel der verschiedenartigsten Eindrücke, Gedanken, Gefühle hingegeben erscheinen, vielmehr fühlen wir uns in die Sphäre einer bestimmten zu immer zunehmender Klarheit fortschreitenden Thätigkeit erhoben. Wir sehen ein, daß uns der Künstler nicht hineinführt in eine Mannichfaltigkeit der Beziehungen zu den Dingen, die als solche sich nicht zur Klarheit und Bestimmtheit entwickeln kann, sondern daß er uns im Gegentheil herausführt aus dieser Mannichfaltigkeit und in seiner Thätigkeit nichts anderes darstellt als die Entwickelung jener einen Beziehung, auf Grund deren sich die Vorstellung

einer Welt sichtbarer Dinge in uns bildet. Es ist klar, daß damit die Bedeutung der Kunst eine ganz andere für uns wird; an die Stelle des vielseitigen Interesses, welches wir an ihren Schöpfungen nahmen, tritt ein einseitiges; anstatt aber unser Bewußtsein zu verwirren und zu verdunkeln, und uns schließlich zu einem passiven Zustande des Genießens herabzudrücken, erhebt sie sich zu einer productiven Macht in uns und lehrt uns in einer bestimmten Weise das Seiende zur Klarheit und Gewißheit entwickeln.

Bedenken wir nun, daß, wenn der Kunst eine Bedeutung für den geistigen Zustand der Menschen im allgemeinen zugeschrieben wird, diese Bedeutung doch in dem Sinne verstanden zu werden pflegt, daß sie in der Gesammtheit geistigen und seelischen Lebens zur Geltung komme: so scheint der Kunst überhaupt alle und jede Bedeutung abgesprochen zu werden, sofern wir ihre eigentliche sachgemäße Wirkung darin erblicken, daß sie den Menschen dem Zusammenhange seiner vielfältigen Interessen entreißt und ihm das Dasein in einer durchaus einseitigen Weise zum Bewußtsein bringt. Die Frage wird uns nahe treten, welchen Werth der Mensch einer Thätigkeit beilegen könne, durch welche die Sichtbarkeit der Dinge jene bildnerische Entwickelung findet.

Es ist klar, daß der vielfache Einfluß, der von der Kunst auf das Gesammtleben der Menschen thatsächlich ausgeht, und in welchem Bestimmung, Werth und Bedeutung der Kunst zu erkennen, ganz selbstverständlich er-

ſcheint, vernichtet werden müßte, wenn es gelänge, die Menſchen ausſchließlich für jene reinſte und höchſte Wirkung der Kunſt empfänglich zu machen. Kann man ſich auf der einen Seite dieſer Conſequenz nicht entziehen, und will man doch auf der anderen Seite das Vorhandenſein einer allgemeinen Bedeutung der Kunſt nicht dadurch ganz in Frage ſtellen, daß man in denjenigen Bedeutungen, die ihr in dem Geſammtleben des Menſchen beigelegt zu werden pflegen, doch nur Folgen eines mangelhaften oder falſchen Verſtändniſſes anerkennen muß: ſo ſcheint es unumgänglich, daß man nunmehr nach demjenigen allgemeinen Werth ſuche, welchen die Kunſt auf Grund des ungetrübten Verſtändniſſes ihres innerſten Weſens zu erlangen beſtimmt ſei. Es ſcheint dies der nothwendige Abſchluß jeder Unterſuchung über die Bedeutung des künſtleriſchen Schaffens ſein zu müſſen. Und doch ſoll und kann hier dieſe ſchließliche Nutzanwendung nicht gezogen werden. Im Gegentheil gelangen wir hier am Ende unſerer Unterſuchungen zu der Einſicht, daß wir uns gerade deshalb, weil wir in uns die Trübungen zu verſcheuchen geſucht haben, durch die uns der geheime Sinn der künſtleriſchen Thätigkeit verhüllt blieb, nun auch von dem Vorurtheil frei machen müſſen, als ob wir den Werth dieſer Thätigkeit in Wirkungen zu ſuchen hätten, die ganz anderen Gebieten des Daſeins zu gute kämen. Wir laſſen es dahin geſtellt, wie weit man berechtigt iſt, den Werth des geſammten Lebens abhängig zu machen von jenen idealen Mächten, in denen man die Bürgſchaft einer

ſtetig fortſchreitenden Entwickelung zu haben ſcheint, dem Vorwärtsſtreben des erkennenden Geiſtes, dem Bildungsbedürfniß der ſittlichen Anlage, der Sehnſucht der äſthetiſchen Empfänglichkeit: der Künſtler — das haben wir geſehen — erreicht ſeine höchſten Ziele nicht dadurch, daß er ſeine Kraft dieſen Mächten unterthan macht, ſondern dadurch, daß er ihnen widerſteht und im Siege über ſie ſich auf ſeinem eigenen Gebiete behauptet. Und ſo müſſen wir auch die volle Conſequenz anerkennen, daß, ſofern die Kunſt im höchſten Sinne das iſt, als was wir ſie dargeſtellt haben, an ihrem Daſein keiner von den Beſtandtheilen des geiſtigen, ſittlichen, äſthetiſchen Lebens, an die man den Fortſchritt, die Veredlung, die Vervollkommnung der menſchlichen Natur gebunden erachtet, irgend ein Intereſſe haben kann. Erſt wenn wir zu dieſer Unbefangenheit der Kunſt gegenüber gelangt ſind, können wir ihr etwas verdanken, was freilich etwas ganz anderes iſt, als die Förderung unſerer wiſſenden, wollenden, äſthetiſch empfindenden Natur. Wir folgen dem Künſtler, wo dieſer ſich erhebt aus dem großen Getriebe der Beſtrebungen, die jedes Thun nur als Mittel zu einem Zweck, jedes Daſein nur als Vorbereitung auf ein zu erwartendes Daſein erſcheinen laſſen; nicht als Wirkung auf einem entlegenen Lebensgebiete, noch auch von einer ungewiſſen Zukunft werden wir das erwarten, was uns die Kunſt ſein kann; was ſie uns leiſtet, das leiſtet ſie ausſchließlich in ſich und in jedem Augenblicke voll und ganz. Indem ſie uns emporführt zu dem Grade der Vergegenwärtigung des Seins,

welcher sich in ihr verwirklicht, befreit sie unseren Geist unwillkürlich von allen den bedingenden Rücksichten, unter denen sich uns das Bild des Lebens darstellt, und erzeugt in uns eine Klarheit des Wirklichkeitsbewußtseins, in der nichts anderes mehr lebt als die an keine Zeit gebundene, keinem Zusammenhange des Geschehens unterworfene Gewißheit des Seins.

Es mag dies denen nur als eine geringe aus der Kunst gewonnene Ausbeute erscheinen, die das menschliche Leben unter dem Gesichtspunkt einer Gesammtarbeit betrachten, in der sich das einzelne individuelle Streben nur als Glied in der großen Verkettung einer nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung sich vollziehenden Entwickelung darstelle. Diese Ansicht wird jeder Erscheinung nur einen relativen Werth beilegen und sich damit trösten, daß der unabsehbare Fortschritt schließlich doch zu absoluten Werthen führen werde. Soviel auch diese Anschauungsweise zum Verständniß menschlicher Vorgänge beitragen mag, so vermag sie allein doch nicht, den Erscheinungen des Lebens gerecht zu werden; es tritt ihr eine andere Auffassung gegenüber, die sich zwar der Thatsache nicht verschließt, daß in dem Leben des menschlichen Geschlechts jener große Zusammenhang zu erkennen sei, in dem jedes Einzelne nur als Mitwirkendes auftrete, der es aber doch nicht entgeht, daß es ganz unmöglich ist, die Erscheinungen ihrem ganzen Umfange und ihrem vollen Wesen nach in jenen Zusammenhang einzuordnen. Kunstwerke mögen mit manchen ihrer Seiten und Eigenschaften mitten in jener ununterbrochenen